



Leseprobe

George R.R. Martin
Traumlieder 2
Erzählungen

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,99 €



Seiten: 624

Erscheinungstermin: 09. Februar 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Darauf haben Millionen "Game Of Thrones"-Fans gewartet

Dass George R. R. Martin einer der erfolgreichsten Fantasy-Autoren aller Zeiten ist, steht außer Frage. Dass er noch viel mehr kann, beweist er in seinen beiden Erzählbänden *Traumlieder*, deren Vielseitigkeit Fantasy- und Science-Fiction-Fans jeder Generation begeistern wird: Das Porträt eines Mannes, der allmählich dem Wahnsinn verfällt, oder das unheimliche Schicksal eines Autors, dessen Selbstbezogenheit ihm zum Verhängnis wird, sind nur zwei der Geschichten dieser einzigartigen Storysammlungen. Ob Werwölfe, Magier, das ganz normale Grauen nebenan oder das Weltall: George R. R. Martin versteht es, seine Leser zu fesseln wie kein anderer. Die beiden Erzählbände vereinen erstmals die wichtigsten seiner vielfach ausgezeichneten Kurzgeschichten, darunter »Nachtgleiter«, die gerade unter dem Originaltitel »Nightflyer« als TV-Serie auf Netflix verfilmt wird.



Autor

George R.R. Martin

George Raymond Richard Martin wurde 1948 in New Jersey geboren. Sein Bestseller-Epos »Das Lied von Eis und Feuer« wurde als die vielfach ausgezeichnete Fernsehserie »Game of Thrones« verfilmt. 2022 folgt der HBO-Blockbuster »House of the Dragon«, welcher auf dem Werk »Feuer und Blut« basiert. George R.R. Martin wurde u.a. sechsmal der Hugo Award, zweimal der Nebula Award, dreimal der World Fantasy Award (u.a. für sein Lebenswerk und besondere Verdienste um die Fantasy) und

GEORGE R. R. MARTIN

TRAUMLIEDER II

GEORGE R. R.
MARTIN

TRAUM LIEDER

ERZÄHLUNGEN

ZWEITER BAND

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

INHALT



DIE ERBEN DER SCHILDKRÖTENBURG	9
Die einsamen Lieder Laren Dorrs	25
Der Eisdrache	53
Das verlassene Land	83
HYBRIDE UND HORROR	111
Der Fleischhausmann	127
Erinnerungen an Melody	171
Sandkönige	199
Nachtgleiter	263
Die Affenkur	405
Der birnenförmige Mann	449
EINE KOSTPROBE VON TUF	495
Eine Bestie für Norn	505
Wächter	557

Natürlich für Phipps

*there is a road, no simple highway
between the dawn and the dark of night*

Ich bin froh, dass du hier bist,
um sie mit mir zu beschreiten.

DIE ERBEN DER SCHILDKRÖTENBURG



Die Fantasy und ich sind alte Bekannte.

Fangen wir am besten am Anfang an, denn es gibt einige eigenartige und weitverbreitete Irrtümer. Einerseits habe ich Leser, die vor *Das Lied von Eis und Feuer* noch nie von mir gehört haben und offenbar felsenfest davon überzeugt sind, dass ich nie etwas anderes geschrieben habe als Fantasy-Epen. Andererseits gibt es da die Leute, die all mein altes Zeug gelesen haben und darauf bestehen, ich sei ein Science-Fiction-Autor, der schändlicherweise zur Fantasy übergelaufen ist.

Tatsächlich aber habe ich seit meiner Kindheit in Bayonne Fantasy gelesen und geschrieben (Horror übrigens auch). Meine erste Veröffentlichung mag Science Fiction gewesen sein, aber die zweite war eine Geistergeschichte, ungeachtet dieser verflixten vorbeizischenden Hovertrucks.

»Die Ausfahrt nach San Breta« war beileibe nicht meine erste Fantasy-Geschichte. Noch vor *Jarn vom Mars* und seiner Bande außerirdischer Weltraumpiraten pflegte ich mir meine Mußestunden mit Geschichten über eine große Burg und ihre tapferen Ritter und Könige zu vertreiben. Indes – sie alle waren Schildkröten.

In den Siedlungen war die Haltung von Hunden und Katzen verboten, kleinere Tiere waren allerdings erlaubt. Ich besaß

Guppys, ich besaß Wellensittiche, und ich besaß Schildkröten. Unmengen an Schildkröten. Die Sorte, wie man sie in billigen Kaufhäusern bekommt, im Set mit kleinen, in der Mitte geteilten Plastikschüsseln, bei denen auf der einen Seite Wasser hineinkommt, auf der anderen Seite Kies. In der Mitte befindet sich eine Plastikpalme.

Außerdem besaß ich noch eine Spielzeugburg, die zu den Plastikrittern gehörte (eine Zinnblechburg von Marx, ich weiß aber nicht mehr, welches Modell). Sie stand oben auf dem Tisch, der mir als Schreibtisch diente, und darin war gerade genug Platz für zwei jener Schildkrötenschüsseln. Dort also lebten meine Schildkröten ... und weil sie in einer *Burg* wohnten, musste es sich folgerichtig um Könige und Ritter und Prinzessinnen handeln. (Ich besaß auch das Fort Apache von Marx, aber Cowboy-schildkröten wären einfach absurd gewesen.)

Der erste Schildkrötenkönig hieß Big Fellow. Er muss einer anderen Art angehört haben als die anderen, denn er war braun, nicht grün, und gut doppelt so groß wie die kleinen rotohrigen Kerle. Eines Tages fand ich ihn tot auf – zweifellos war er einem finsternen Komplott der Krötenechsen und Chamäleons des benachbarten Königreichs zum Opfer gefallen. Sein Thronnachfolger meinte es zwar gut, war aber ein Pechvogel und starb ebenfalls bald darauf. Doch just als es für das Königreich am finstersten aussah, schworen Frisky und Peppy einander ewige Freundschaft und gründeten die Schildkrötentafelrunde. Peppy der Erste erwies sich als größter Schildkrötenkönig aller Zeiten, doch als er alt wurde ...

Die Geschichte der Schildkrötenburg hat weder einen Anfang noch ein Ende, aber jede Menge Mitten. Sie wurde nur auszugsweise niedergeschrieben, aber ich arbeitete die großartigsten Szenen in meinem Kopf aus, Schwertkämpfe und Schlachten

und Verrat. Ich erlebte die Herrschaft von mindestens einem Dutzend Schildkrötenkönige. Meine mächtigen Monarchen hatten die befremdliche Angewohnheit, aus der Marx-Burg zu fliehen und tot unter dem Kühlschrank zu enden, dem schildkröti-schen Mordor.

Habe ich es nicht gesagt? Ich war schon *immer* Fantasy-Autor.

Ich kann allerdings nicht behaupten, auch immer Fantasy-Leser gewesen zu sein, aus dem schlichten Grund, dass es damals in den Fünfzigern und Sechzigern kaum Fantasy zu lesen gab. Die Drehständer meiner Kindheit wurden von Science Fiction, Krimis, Western, Schauerromanen und historischen Romanen beherrscht; weit und breit keine Fantasy. Ich war Mitglied im Science Fiction Book Club (drei Romane für einen Dime – unschlagbar), aber damals war es der *Science Fiction* Book Club, mit Fantasy hatte er nichts zu tun.

Fünf Jahre nach *Have Space Suit, Will Travel* (*Raumjäger*) stolperte ich über jenes Buch, das mich in Sachen Fantasy auf den Geschmack brachte: eine schmale Anthologie von Pyramid namens *Schwerter und Magie*, herausgegeben von L. Sprague de Camp und erschienen im Dezember 1963. Und was für ein köstlicher Geschmack das war. Es gab Geschichten von Poul Anderson, Henry Kuttner, Clark Ashton Smith, Lord Dunsany und H. P. Lovecraft. Eine Geschichte über Jirel, die Amazone von C. L. Moore und eine Erzählung über Fafhrd und den grauen Mausling von Fritz Leiber ... und dann war da noch die Geschichte »Schatten im Mondlicht« von Robert E. Howard.

Wisset, o Fürst,

so begann sie,

zwischen den Jahren, als die Ozeane Atlantis und die strahlenden Städte verschlangen, und den Jahren des Aufstiegs der Söhne Aryas hat es ein Zeitalter gegeben, nicht einmal in Träumen vorstellbar. Damals, als glänzende Königreiche über die Welt verstreut lagen, gleich blauen Schleiern unter den Sternen – Nemedien, Ophir, Brythunia, Hyperborea, Zamora mit seinen dunkelhaarigen Frauen und Türmen voller spinnenbewachter Rätsel, Zingara mit seinen Rittern, Koth, das an die Weideländer Shems grenzte, Stygien mit seinen schattenbewehrten Gräften, Hyrkanien, dessen Reiter Stahl und Seide und Gold trugen. Doch der Welt stolzestes Königreich war Aquilonien, das im träumenden Westen die Vorherrschaft innehatte. Von dort kam Conan, der Cimmerier, mit schwarzem Haar, traurigen Augen, das Schwert in der Hand, ein Dieb, Räuber, Mörder, voll tiefer Melancholie, aber auch überschäumender Fröhlichkeit, um die edelsteingezierten Throne dieser Erde mit Füßen zu treten.

Mit Zamora hatte Howard mich am Wickel. Die *Türme voller spinnenbewachter Rätsel* hätten vollauf gereicht, denn 1963 war ich fünfzehn Jahre alt, aber auch die *dunkelhaarigen Frauen* erregten einiges Interesse. Fünfzehn ist ein ausgezeichnetes Alter, um die Bekanntschaft von Conan von Cimmerien zu machen. Dass *Schwerter und Magie* mich nicht dazu brachte, heroische Fantasy zu kaufen, wo ich ging und stand, so wie *Have Space Suit, Will Travel (Raumjäger)* mich dazu brachte, Science Fiction zu kaufen, lag nur daran, dass es kaum Fantasy zu kaufen gab, ob heroisch oder nicht.

In den Sechzigern und Siebzigern galten Fantasy und Science Fiction oftmals als ein und dasselbe Genre, nur trug dieses Genre eben meist den Namen *Science Fiction*. Es war ganz alltäglich,

dass Autoren in beiden Genres arbeiteten. Robert A. Heinlein, Andre Norton und Eric Frank Russell, drei Lieblingsautoren meiner Kindheit und Jugend, wurden stark mit der Science Fiction assoziiert, aber sie alle schrieben auch Fantasy. Neben den Erzählungen über Nicholas van Rjin und Dominic Flandry schrieb Poul Anderson *Das zerbrochene Schwert* und *Dreierherz*. Jack Vance erschuf *Großplanet* und *Die sterbende Erde*. Fritz Leibers Spinnen und Schlangen trugen ihre Zeitkriege aus, derweil Fafhrd und der graue Mausling gegen die Herren von Quarmall kämpften.

Doch auch wenn all die großen Autoren Fantasy verfassten, so verfassten sie doch nicht *viel* Fantasy, jedenfalls nicht, wenn sie auch ihre Miete bezahlen und etwas zu essen kaufen wollten. Science Fiction war viel populärer und wurde erheblich besser bezahlt. Die Science-Fiction-Magazine wollten ausschließlich Science Fiction haben und veröffentlichten keine Fantasy-Texte, ganz gleich, wie gut sie geschrieben sein mochten. Gelegentlich wurden Fantasy-Magazine gegründet, aber sie hielten sich meist nicht lange. *Astounding* überdauerte Jahre und Jahrzehnte und wurde schließlich zu *Analog*, *Unknown* hingegen überlebte die Papierknappheit im Zweiten Weltkrieg nicht. Die Verleger von *Galaxy* und *If* brachten *Worlds of Fantasy* heraus und stampften das Projekt fast ebenso rasch wieder ein. *Fantastic* schleppte sich jahrzehntelang durch, aber *Amazing* war das Zugpferd. Und Boucher und McComas benannten bereits die zweite Ausgabe von *The Magazine of Fantasy* um in *The Magazine of Fantasy and Science Fiction*.

Natürlich verlaufen solche Entwicklungen oft zyklisch, und kurz darauf veränderte sich alles. 1965 veröffentlichte Ace Books unter Ausnutzung einer Lücke in den Copyright-Regelungen eine nicht autorisierte Taschenbuchausgabe von J. R. R. Tolkiens

Herr der Ringe. Die Verkäufe gingen bereits in die Hunderttausende, bis Tolkien und Ballantine Books eilig mit einer autorisierten Ausgabe nachzogen. 1966 legte Lancer Books, möglicherweise angeregt durch den Tolkien-Erfolg von Ace und Ballantine, sämtliche Conan-Erzählungen als Taschenbuchreihe neu auf, mit Coverillustrationen von Frank Frazetta. 1969 dann brachte Lin Carter (als Autor grässlich, aber ein ausgezeichnete Lektor) den ersten Band der Reihe *Ballantine Adult Fantasy* heraus, in der Dutzende klassischer Fantasy-Geschichten in Neuauflage erschienen. Aber 1963, als ich die Lektüre von de Camps *Schwerter und Magie* beendete und mich nach weiterem Fantasy-Lesestoff umsah, war all das noch weit weg.

Fündig würde ich dann, wo ich es am wenigsten erwartet hatte: in einem Comic-Fanzine.

Die frühe Comic-Fangemeinde entwickelte sich als Ableger der Science-Fiction-Fangemeinde, aber nach einigen Jahren hatte sie sich zu einem ganz eigenen Mikrokosmos gemauert, und die meisten Fans waren sich der eigentlichen Wurzeln nicht einmal bewusst. Zur gleichen Zeit wuchsen all die Highschool-Jungs heran und erweiterten ihre Interessengebiete über das Lesen von Superheldencomics hinaus auf Gebiete wie Musik, Mädchen, Autos ... und Bücher ohne Bilder. Unvermeidlich nahm diese Entwicklung auch Einfluss auf die Themen ihrer Fanzines. Artig wurde das Rad neu erfunden, und bald schossen spezialisierte Fanzines wie Pilze aus dem Boden, die sich nicht Superhelden widmeten, sondern Geheimagenten, Privatdetektiven oder den alten Pulp-Magazinen, dem Barsoom-Zyklus von Edgar Rice Burroughs ... oder der heroischen Fantasy.

Das Schwerter-und-Magie-Fanzine hieß *Cortana*, es wurde »in dreimonatigem Abstand« (ha!) von Clint Bigglestone heraus-

gegeben, später einer der Mitbegründer der *Society of Creative Anachronism*, die um 1964 herum im Bay Area bei San Francisco aus der Taufe gehoben wurde. Die *Cortana* fiel mit dem üblichen blassen Spiritus-Umdruck-Violett optisch nicht sonderlich auf, war aber herrlich zu *lesen* und voller Artikel und Pressemeldungen zu Conan und Konsorten, dazu Erstveröffentlichungen heroischer Fantasy-Geschichten aus der Feder einiger Top-Autoren der 60er-Comic-Fangemeinde: Paul Moslander und Viktor Baron (die ein und derselbe waren), mein Brieffreund Howard Waldrop (der es nicht war), Steve Perrin und Bigglestone selbst. In Waldrops Geschichten ging es um einen Abenteurer, den man nur unter dem Namen *der Wanderer* kannte und dessen Heldentaten in den *Lobgesängen von Chimwazle* gehuldigt wurde. Howard zeichnete auch die Cover von *Cortana* und einige der Illustrationen im Innenteil.

In *Star Shudded Comics* und den meisten anderen Comic-Fanzines fristete die Prosa ein Dasein als Mauerblümchen, der ganze Stolz galt den Comics. Hier war es anders. In *Cortana* regierten die Textgeschichten. Ich schrieb sofort einen glühenden Leserbrief, aber ich wollte mehr in diesem großartigen neuen Fanzine veröffentlichen als nur das. Also mottete ich Manta Ray und Dr. Weird erst einmal ein und setzte mich an meine erste Fantasy-Geschichte seit der Schildkrötenburg.

Ich nannte sie »Dark Gods of Kor-Yuban«, und ja, meine Mordor-Version klingt wie eine Kaffeemarke. Meine Helden waren eins der üblichen Paare ungünstig zusammengewürfelter Abenteurer, der melancholische Exilprinz R'hllor von Raugg und sein überschwänglicher und zur Prahlerei neigender Gefährte Argilac der Arrogante. »Dark Gods of Kor-Yuban« war die längste Geschichte, an der ich mich bis dahin versucht hatte (um die fünftausend Wörter), und endete tragisch mit dem Tod

von Argilac, der von den titelgebenden dunklen Gottheiten verspeist wurde. Auf Marist hatte ich Shakespeare gelesen und einiges über Tragödien gelernt, also stattete ich Argilac mit dem traurigen Makel der Arroganz aus, der seinen Niedergang herbeiführte. R'hllor entkam, um die Geschichte erzählen zu können ... und um tapfer weiterzukämpfen, wie ich hoffte. Sobald ich die Geschichte vollendet hatte, schickte ich sie nach San Francisco, und Clint Bigglestone nahm sie prompt an, um sie in *Cortana* zu veröffentlichen.

Es gab nie wieder eine *Cortana*-Ausgabe.

In meinem letzten Jahr auf der Highschool *wusste* ich durchaus mit Kohlepapier umzugehen. Ich war nur zu faul, mich damit herumzuschlagen. »Dark Gods of Kor-Yuban« ging in die Sammlung meiner verlorenen Geschichten ein. (Es war die letzte. Auf dem College fertigte ich Durchschläge sämtlicher Geschichten an, die ich schrieb.) Bevor sie ihre violetten Spiritus-Umdruck-Zelte abbrechen, erwies *Cortana* mir einen weiteren Gefallen. In der dritten Ausgabe brachte Bigglestone einen Artikel mit dem Titel *Mach keinen Hobbit draus*, durch den ich zum ersten Mal etwas über J. R. R. Tolkien und seine Fantasy-Trilogie *Herr der Ringe* erfuhr. Die Geschichte klang so vielversprechend, dass ich sofort zuschlug, als ich einige Monate später zufällig an einem Zeitungskiosk eine raubkopierte Ace-Taschenbuchausgabe von *Die Gefährten* sah.

Auf der Heimfahrt im Bus vertiefte ich mich in das dicke rote Taschenbuch und fragte mich bald, ob der Kauf nicht ein Fehler gewesen war. *Die Gefährten* schien mir alles zu sein, aber keine anständige heroische Fantasy. Was zum Geier sollte der ganze Quatsch mit dem Pfeifenkraut? Robert E. Howards Geschichten begannen normalerweise damit, dass eine riesige Schlange vorbeiglimmt oder jemandes Kopf mit einer Axt gespal-

ten wurde. Tolkien eröffnete mit einer Geburtstagsfeier. Und diese Hobbits mit ihren haarigen Füßen und der Vorliebe für Kartoffeln schienen einem Buch über Peter Hase entstiegen zu sein. Ich erinnere mich, wie ich gedacht habe: *Conan würde sich einen blutigen Pfad mitten durchs Auenland hauen, von einem Ende zum anderen. Was ist mit der tiefen Melancholie, was ist mit der überschäumenden Heiterkeit?*

Trotzdem las ich weiter. Bei Tom Bombadil hätte ich fast aufgegeben, als alle mit ihrem »*Bimmel bammel billo! Tom Bombadillo*« loslegten. Auf den Hügelgräberhöhen wurde es schon interessanter, und noch mehr in Bree mit dem Auftauchen von Streicher. Auf der Wetterspitze hatte Tolkien mich dann endgültig am Haken. »Gil-Galad war ein Elbenfürst«, rezitierte Sam Gamschie, »die Harfe klagt im Liede noch.« Ein Schauer durchrann mich, wie Conan und Kull ihn nie hervorgerufen hatten.

Fast vierzig Jahre später stecke ich mitten in meiner eigenen High-Fantasy-Saga *Das Lied von Eis und Feuer*. Es sind gewaltige und gewaltig komplexe Bücher, die zu schreiben Jahre verschlingt. Wenige Tage nach der Veröffentlichung des neuesten Bands trudeln die ersten E-Mails mit der Frage ein, wann das nächste erschiene. »Du hast ja keine Ahnung, wie schrecklich die Warterei ist«, wehklagt manch einer meiner Leser. *Ich weiß es sehr genau, möchte ich diesen Lesern sagen. Ich weiß, wie schrecklich es ist. Auch ich habe gewartet.* Zu der Zeit, als ich *Die Gefährten* ausgelesen hatte, war noch keiner der anderen Bände als Taschenbuch erschienen. Ich musste darauf warten, dass Ace *Die zwei Türme* herausbrachte, und danach wartete ich auf *Die Rückkehr des Königs*. Zugegeben, lange musste ich mich nicht gedulden, aber es kam mir vor, als wären es Jahrzehnte. Sobald ich den nächsten Band in die Finger bekam, musste alles andere warten, während ich las ... aber mitten im

dritten Band hielt ich inne. Es verblieben nur noch wenige Hundert Seiten, und wenn ich damit fertig war, würde ich niemals wieder *Herr der Ringe* zum ersten Mal lesen können. So dringend ich auch erfahren wollte, wie es ausging, ich konnte es nicht ertragen, dass dieses Erlebnis vorüber sein sollte.

So tief liebte ich als Leser diese Bücher.

Als Autor jedoch war ich entsetzlich eingeschüchtert von Tolkien. Bei der Lektüre von Robert E. Howard dachte ich mir: *Eines Tages wirst du in der Lage sein, genauso zu schreiben.* Wenn ich Lin Carter oder John Jakes las, dachte ich: *Ich kann heute schon was Besseres schreiben als das.* Aber über Tolkien verzweifelte ich. *Ich werde nie vollbringen können, was er vollbracht hat,* dachte ich. *Ich werde niemals auch nur nah herankommen.* Auch wenn ich in den folgenden Jahren Fantasy schrieb, hielt ich mich stilistisch eher an Howard als an Tolkien. Man sollte sich nicht erdreisten, seinen Meister zu kopieren.

Während meines ersten Jahrs auf der Northwestern – als ich mich noch damit tröstete, dass sich die *Cortana* nur verspätete und nicht etwa das Zeitliche gesegnet hatte und dass »Dark Gods of Kor-Yuban« jetzt sicher ganz bald erscheinen würde – fing ich an, eine zweite R'hllor-Geschichte zu schreiben. In der Fortsetzung verschlägt es meinen Exilprinzen in das Dothrakische Reich, wo er sich Barron von der Blutigen Klinge anschließt, um gegen die geflügelten Dämonen zu kämpfen, die dessen werten Großvater Barristan den Kühnen getötet haben. Ich hatte schon dreiundzwanzig Seiten geschrieben, da entdeckten Freunde das Manuskript auf meinem Schreibtisch und fanden es so erheiternd, die Purpur-Prosa laut vorzulesen, dass ich zum Weiterschreiben zu verärgert war. (Ich habe die Seiten immer noch, und ja, sie sind ein bisschen violett an der Grenze zu Indigo.)

In meiner College-Zeit schrieb ich keine Fantasy mehr. Und abgesehen von »Die Ausfahrt nach San Breta«, die weder heroische noch High Fantasy ist, habe ich mich als Grünschnabel-Autor ebenfalls kaum damit befasst. Nicht, weil ich der Fantasy weniger zugeneigt war als der Science Fiction. Ich hatte praktischere Gründe dafür. Ich musste meine Miete zahlen.

Die frühen Siebziger waren eine wunderbare Zeit für junge aufstrebende Science-Fiction-Autoren. Jedes Jahr gingen neue Science-Fiction-Magazine an den Start: *Vertex*, *Cosmos*, *Odyssey*, *Galileo*, *Asimov's*. (Neue Fantasy-Magazine gab es keine.) Von den bestehenden Magazinen kauften nur *Fantastic* und *F & SF* Fantasy-Geschichten an, und Letztere bevorzugten verschrobene moderne Fantasy, eher an Thorne Smith und Gerald Kersh angelehnt als an Tolkien oder Howard. Frischling oder Veteran, die Science-Fiction-Magazine hatten allesamt ernsthafte Konkurrenten in den Anthologie-Reihen: *Orbit*, *New Dimensions*, *Universe*, *Infinity*, *Quark*, *Alternities*, *Andromeda*, *Nova*, *Stellar*, *Chrysalis*. (Fantasy-Anthologien gab es nicht.) Auch Männermagazine boomten und hatten gerade entdeckt, dass Frauen Schambehaarung haben; viele dieser Magazine füllten die Seiten zwischen den Fotos mit Science-Fiction-Geschichten. (Sie kauften auch Horror, aber niemals High Fantasy oder heroische Fantasy.)

Damals gab es mehr Verlage als heute (Bantam Doubleday Dell Random House Ballantine Fawcett waren sechs Verlage, nicht einer, und die meisten hatten Science-Fiction-Reihen im Programm. (Den Fantasy-Meilenstein dieser Zeit setzten die *Ballantine Adult Fantasy Series*, die sich vorwiegend Neuauflagen widmeten. Lancer brachte seine Robert-E.-Howard-Titel heraus ... aber Lancer war das Ende der Nahrungskette, ein wenig prestigeträchtiger, schlecht zahlender Verlag, dem die meisten Autoren entflohen, sobald sie irgendwo anders verkaufen konn-

ten.) Die *World Fantasy Convention* gab es noch nicht, und auf der *World Science Fiction Convention* wurden ebenso selten Fantasy-Texte für den Hugo Award nominiert wie für die Nebula Awards der *Science Fiction Writers of America* (die dem Namen der Vereinigung damals noch kein »and Fantasy« hinzugefügt hatten).

Kurz gesagt: Als Fantasy-Autor ließ sich keine Karriere machen. Damals nicht. Noch nicht. So tat ich, was all die anderen Autoren vor mir gemacht hatten, Jack Williamson und Poul Anderson und Andre Norton und Jack Vance und Heinlein und Kuttner und Russell und de Camp und C. L. Moore und die anderen. Ich schrieb Science Fiction ... und dann und wann, um der Liebe willen, schmuggelte ich ein oder zwei Fantasy-Geschichten dazwischen.

»Die einsamen Lieder Laren Dorrs« war die erste reine Fantasy-Geschichte, die ich als hauptberuflicher Schriftsteller schrieb. Sie erschien 1976 in der *Fantastic*. Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgehen, dass gewisse Namen und Themen schon in »Nur Kinder fürchten sich im Dunkeln« auftauchen und ich andere Namen und Themen in späteren Texten aufgegriffen habe. Wie im echten Leben werfe ich auch bei meiner Arbeit nichts weg, man weiß ja nie, wozu man es später noch brauchen kann. Sharra und ihre dunkle Krone waren ursprünglich für den Dr.-Weird-Mythos gedacht, den ich für Howard Keltner entwickeln sollte. 1976 allerdings lagen meine Fanzine-Zeiten fast ein Jahrzehnt zurück, und Dr. Weird hatte sich aus dem Geschäft zurückgezogen, also fühlte ich mich befugt, die Ideen für andere Geschichten zu verwenden.

Vor langer, langer Zeit glaubte ich, dass auf »Laren Dorr« noch mehr Geschichten über Sharra folgen würden, »das Mädchen, das zwischen den Welten wandelt«. Es kam anders ... aber jener

Satz ging nicht verloren, wie im Abschnitt über meine Jahre bei Film und Fernsehen zu lesen sein wird.

»Der Eisdrache« war die zweite von drei Erzählungen, die ich während der bereits erwähnten Weihnachtsferien im Winter 1978–79 schrieb. Die Winter in Dubuque inspirieren nachdrücklich zu Geschichten über Eis, Schnee und Hundekälte. Man hört mich nicht oft sagen, dass eine Geschichte sich wie von allein schrieb, aber in diesem Fall war es genau so. Die Worte entströmten mir förmlich, und am Ende war ich überzeugt, es sei eine der besten Geschichten, die ich je geschrieben hatte, vielleicht sogar *die* beste.

Kaum war ich mit dem Schreiben fertig, stieß ich auf einen Branchenbericht, in dem verkündet wurde, dass Orson Scott Card nach Beiträgen für die Anthologie *Dragons of Light and Darkness* suchte. Ich schickte Adara und ihren Eisdrachen an Card, die Geschichte wurde in *Dragons of Light* veröffentlicht und verschwand prompt in der Versenkung, wie es Geschichten in Anthologien so gern tun. Vielleicht war es nicht die beste Idee meines Lebens, sie von anderen Drachengeschichten umzingeln zu lassen.

Eisdrachen sind in den zwanzig und ein paar Jahren seither ganz alltägliche Erscheinungen in Fantasy-Büchern und Spielen geworden, aber ich glaube, mein Eisdrache war der erste seiner Art. Und die meisten jener anderen »Eisdrachen« scheinen wenig mehr zu sein als weiße Drachen, die in kalten Gegenden hausen. Adaras Freund, ein Drache *aus* Eis, der Kälte ausatmet anstelle von Flammen, ist meines Wissens bislang einzigartig, mein einziger wahrhaft neuartiger Beitrag zum Bestiarium der Fantasy.

»Das verlassene Land«, die dritte Geschichte, die gleich folgt, erschien zuerst in der DAW-Anthologie *Amazons*, herausgege-

ben von Jessica Amanda Salmonson. («Wie hat sie *dir* eine Geschichte aus den Rippen geleierte?«, fragte mich ein anderer in der Anthologie vertretener Autor verdrießlich, als das Buch erschien. »Tja«, sagte ich, »sie hat mich gefragt.«) Wie »Die einsamen Lieder Laren Dorrs« sollte auch »Das verlassene Land« der Auftakt zu einer Serie sein. Später schrieb ich noch einige Seiten der Fortsetzung »Withered Hands«, aber wie gewöhnlich schaffte ich es nie, sie zu vollenden. Solange ich mich nicht wieder damit befasse (wenn ich es denn je tun werde), bleibt »Das verlassene Land« ein weiteres Beispiel meiner Serien mit nur einer Geschichte, auf die ich das Patent halte.

Ich sollte womöglich erwähnen, dass die Anregung zu »Das verlassene Land« zum Teil aus einem Lied stammte. Welches Lied? Das wäre zu einfach. Mir erscheint es ganz offensichtlich. Der entscheidende Hinweis für die, die solche Rätsel mögen, findet sich in der ersten Zeile.

Sharra und Laren Dorr, Adara und ihr Eisdrache, Alys die Graue, Boyce, Blue Jerais ... sie alle sind die Erben der Schildkrötenburg, die Vorfahren von Eis und Feuer. Dieses Buch wäre ohne sie nicht vollständig.

Warum liebe ich Fantasy? Diese Frage möchte ich mit etwas beantworten, das ich 1996 als Begleittext zu meinem Porträt in Pati Perrets Bildband *The Faces of Fantasy* schrieb:

Die besten Fantasy-Geschichten sprechen die Sprache der Träume. Sie sind so lebendig wie Träume, wirklicher als die Wirklichkeit ... wenigstens für einen Augenblick ... jenen langen, magischen Augenblick, ehe wir erwachen.

Fantasy ist silbern und scharlachrot, indigo- und azurblau, mit Gold und Lapislazuli geädertes Obsidian. Die Realität besteht aus Sperrholz und Plastik, verkleidet in Schlamm Braun

und Braunoliv. Fantasy schmeckt nach Habaneros und Honig, Zimt und Gewürznelken, blutigem roten Fleisch und nach Weinen, süß wie der Sommer. Die Wirklichkeit besteht aus Bohnen und Tofu und wird am Ende zu Asche. Die Wirklichkeit, das sind die Einkaufszentren in Burbank, die Schornsteine von Cleveland, eine Parkgarage in Newark. Fantasy besteht aus den Türmen von Minas Tirith, den uralten Mauern von Gormenghast, den Sälen von Camelot. Die Fantasy fliegt auf Ikarus' Schwingen, die Wirklichkeit mit Lufthansa. Warum schrumpfen unsere Träume so sehr zusammen, wenn sie Wirklichkeit werden?

Ich glaube, wir lesen Fantasy, um die Farben wiederzufinden. Um intensive Gewürze zu schmecken und dem Gesang der Sirenen zu lauschen. In der Fantasy liegt etwas Ursprüngliches, Wahrhaftiges, das uns tief in unserem Innern anspricht und das Kind in uns erreicht, das davon träumte, dereinst im Nachtwald auf die Jagd zu gehen, zu Füßen der Hollow Hills ein Festgelage abzuhalten und irgendwo zwischen dem südlichen Oz und dem nördlichen Shangri-La die Liebe zu finden, die ein Leben überdauert.

Ihren Himmel können sie behalten. Wenn ich sterbe, gehe ich lieber nach Mittel Erde.

Die einsamen Lieder

Laren Dorrs



Es gibt ein Mädchen, das zwischen den Welten wandelt.

Es hat graue Augen, bleiche Haut, so jedenfalls heißt es in der Geschichte, und sein Haar ist ein pechschwarzer Wasserfall mit kaum merklichem rötlichen Schimmer. Um die Stirn trägt es einen Reif aus brüniertem Metall, eine dunkle Krone, die sein Haar zusammenhält und manchmal Schatten in seine Augen wirft. Es heißt Sharra, und es weiß, wo die Tore sind.

Der Anfang der Geschichte ist uns verloren gegangen, genauso wie das Wissen über die Welt, von der sie stammt. Das Ende ist noch nicht, und wann es kommen wird, können wir nicht sagen.

Wir kennen nur die Mitte, oder vielmehr auch davon nur ein kleines Stück, den winzigen Teil einer Legende, nicht mehr als ein Bruchstück des Ganzen. Eine kleine Geschichte aus der großen über die Welt, wo Sharra einmal Rast machte, und von dem einsamen Sänger Laren Dorr, und wie sie einander flüchtig trafen.

Eben noch hatte es bloß das Tal im Zwielight gegeben. Die untergehende Sonne stand voll und violett hinter dem Kamm, und ihre Strahlen fielen schräg in den dichten Wald, dessen

Bäume schwarze Stämme und farblose, geisterhafte Blätter hatten. Nur das Klagen der Trauervögel, die aus ihrem Tages-schlaf erwachten, und das Plätschern des Wassers in dem steinigen Bachbett brachen die Stille des Waldes.

Da plötzlich kam Sharra erschöpft und blutend durch ein unsichtbares Tor in die Welt Laren Dorrs. Sie trug ein schlichtes weißes, doch jetzt schmutzbeflecktes und verschwitztes Kleid und einen schweren Pelzumhang, den man ihr halb vom Rücken gerissen hatte. Ihr linker Arm, entblößt und schlank, blutete noch aus drei klaffenden Wunden. Am Ufer des Bachs tauchte sie auf. Sie zitterte und warf einen schnellen, wachsamen Blick um sich, ehe sie sich niederkniete, um ihre Wunden zu säubern und zu versorgen. Trotz seines flinken Laufs war das Wasser von einem moorigen Grün. Unmöglich zu sagen, ob es giftig war, aber Sharra war zu schwach und zu durstig. Sie trank und wusch ihren Arm in diesem zweifelhaften Wasser, so gut es ging, und verband ihre Wunden mit Streifen, die sie von ihrem Kleid riss. Als die purpurne Sonne allmählich hinter dem Kamm tiefer sank, kroch sie fort vom Bach und zu einem geschützten Fleckchen zwischen den Bäumen, wo sie sofort in einen Schlaf der Erschöpfung fiel.

Sie erwachte, als sie Arme um sich spürte, starke Arme, die sie ohne Mühe hochhoben, um sie irgendwohin zu tragen. Sie wehrte sich dagegen. Aber die Arme hielten sie nur fester, sodass sie sich nicht mehr rühren konnte. »Ruhig, ruhig«, sagte eine sanfte Stimme. Durch den aufsteigenden Nebel sah sie ein Männergesicht, länglich und irgendwie gütig. »Du bist geschwächt«, sagte der Mann, »und die Nacht ist nahe. Wir müssen hinter den Mauern sein, ehe es dunkel wird.«

Sharra wehrte sich nicht mehr, obgleich sie wusste, dass sie es tun sollte. Sie hatte sich so lange gewehrt und war so müde. Sie schaute ihn verwirrt an. »Warum?«, fragte sie, und ohne auf seine Antwort zu warten: »Wer bist du? Wohin bringst du mich?«

»In Sicherheit«, erwiderte er.

»Heim zu dir?«, fragte sie, sich mühsam wach haltend.

»Nein«, antwortete er so leise, dass seine Stimme kaum zu hören war. »Kein Heim, nie ein Heim. Aber es erfüllt seinen Zweck.«

Sie hörte Platschen, als trüge er sie durch den Bach, und weit vor ihnen, auf dem Kamm, sah sie verwirrende Umriss – eine Burg mit drei Türmen, die sich schwarz gegen die versinkende Sonne abhob. *Merkwürdig*, dachte sie, *die war doch zuvor nicht da*. Sie schlief wieder ein.

Als sie erwachte, war er da. Er beobachtete sie. Sie lag unter weichen, warmen Decken in einem Himmelbett, dessen Vorhänge zurückgezogen waren. Ihr Gastgeber saß in einem großen Sessel im Schatten der Zimmerwand. Kerzenlicht spiegelte sich in seinen Augen. Er hatte das Kinn auf die gefalteten Hände gestützt. »Fühlst du dich besser?«, fragte er, ohne sich zu bewegen.

Sie setzte sich auf und bemerkte, dass sie nackt war. Schnell wie Misstrauen, flinker als Gedanken, fuhr ihre Hand zum Kopf. Aber die dunkle Krone war noch unberührt auf ihrem Haar, und das Metall drückte kühl gegen ihre Stirn. Sie entspannte sich, lehnte sich in die Kissen und zog die Decken über ihre Blöße. »Viel besser«, antwortete sie. Und als sie es sagte, fiel ihr erst auf, dass ihre Wunden nicht mehr waren.

Der Mann lächelte sie an. Es war ein trauriges, sehnsüchtiges Lächeln. Er hatte ein unverzagtes Gesicht, und sein schwarzes Haar fiel ihm in sanften Locken über die dunklen Augen, die irgendwie größer waren, als sie sein sollten. Selbst im Sitzen war er groß, und schlank war er. Er trug einen Anzug und ein Cape aus weichem grauen Leder und darüber fast greifbare Melancholie. »Wunden, von Klauen geschlagen«, murmelte er nachdenklich, während er immer noch lächelte. »Klauenwunden an deinem Arm und deine Kleider fast vom Rücken gerissen. Jemand hat etwas gegen dich.«

»Etwas«, verbesserte ihn Sharra. »Ein Wächter. Ein Wächter am Tor.« Sie seufzte. »Immer ist ein Wächter am Tor. Die Sieben mögen es nicht, wenn wir zwischen den Welten wandeln. Mich mögen sie am allerwenigsten.«

Seine Hände unter dem Kinn öffneten sich. Er stützte die Ellbogen auf die Armlehnen und nickte, aber das sehnsüchtige Lächeln blieb. »So«, sagte er. »Du kennst die Sieben, und du kennst die Tore.« Sein Blick flog zu ihrer Stirn. »Die Krone, natürlich. Ich hätte es mir denken können.«

Sharra lächelte ihn an. »Du weißt es jetzt. Wer bist du? Welche Welt ist das?«

»Meine Welt«, erwiderte er ruhig. »Tausendmal gab ich ihr einen Namen, doch keiner schien mir je der richtige zu sein. Einmal fand ich einen, der mir gefiel, den ich für passend hielt. Aber ich habe ihn vergessen. Es ist schon so lange her. *Mein* Name ist Laren Dorr, oder er war es, einst, als ich noch Interesse an solchen Dingen hatte. Aber hier und jetzt erscheint es mir irgendwie dumm. Doch zumindest habe ich *ihn* nicht vergessen.«

»Deine Welt«, murmelte Sharra. »Bist du ein König? Ein Gott?«

»Ja«, erwiderte Laren Dorr mit weichem Lachen. »Und mehr. Ich bin, was immer ich sein will. Es gibt niemanden, der es mir verwehren würde.«

»Was hast du mit meinen Wunden gemacht?«, fragte sie.

»Ich habe sie geheilt.« Fast verlegen zuckte er die Schultern. »Es ist meine Welt. Ich habe gewisse Kräfte. Vielleicht nicht die, die ich gern hätte, aber doch immerhin einige.«

»Oh.« Er schien sie nicht überzeugt zu haben.

Laren machte eine ungeduldige Geste. »Du hältst es nicht für möglich? Deine Krone, natürlich. Nun, das stimmt zur Hälfte. Ich könnte dir nichts Böses antun, nicht, solange du diese Krone trägst. Aber helfen kann ich dir.« Wieder lächelte er, und seine Augen wirkten weich und verträumt. »Aber es spielt keine Rolle. Selbst wenn ich es könnte, würde ich dir nicht wehtun, Sharra. Glaube es mir. Es ist eine so lange Zeit.«

Das Mädchen starrte ihn erstaunt an. »Du kennst meinen Namen? Woher?«

Lächelnd stand er auf und schritt quer durch das Zimmer, um sich neben sie auf das Bett zu setzen. Er nahm ihre Hand in seine, ehe er antwortete, und streichelte sie mit dem Daumen. »Ja, ich weiß, wie du heißt. Du bist Sharra, die zwischen den Welten wandelt. Vor vielen Jahrhunderten, als die Berge noch eine andere Form hatten und die violette Sonne noch scharlachrot brannte, besuchten sie mich und sagten mir, dass du kommen würdest. Ich hasste sie, alle Sieben, und ich werde sie immer hassen, aber in jener Nacht hieß ich die Vision willkommen, die sie mir schenkten. Sie sagten mir nur, wie du heißt und dass du hierher, auf meine Welt, kommen würdest. Und noch etwas. Doch das genügte. Es war ein Versprechen, das Versprechen eines Endes oder Anfangs oder

einer Veränderung. Und jede Veränderung ist auf dieser Welt willkommen. Seit tausend Sonnenumläufen bin ich hier allein, Sharra, und jeder Umlauf dauert Jahrhunderte. Es gibt so wenig, das den Lauf der Zeit misst.«

Sharra runzelte die Stirn. Sie schüttelte ihr langes schwarzes Haar, und im Kerzenschein leuchtete der Rotschimmer auf. »So sind sie mir so weit voraus?«, murmelte sie. »Wissen sie nicht, was geschehen wird?« Sie war beunruhigt. »Was haben sie dir noch gesagt?« Sie blickte zu ihm auf.

Er drückte sanft ihre Hand. »Sie haben mir gesagt, dass ich dich lieben würde.« Immer noch klang seine Stimme traurig. »Aber das war keine erstaunliche Prophezeiung. Das hätte ich ihnen auch sagen können. Vor langer, langer Zeit – damals war die Sonne, glaube ich, gelb – erkannte ich, dass ich *jede* Stimme lieben würde, die kein Echo meiner eigenen ist.«

Sharra erwachte im dämmernden Morgen. Helle Purpurstrahlen fielen durch ein hohes Bogenfenster, das in der Nacht noch nicht hier gewesen war, in ihr Gemach. Etwas zum Anziehen lag zur Auswahl für sie bereit: ein weites gelbes Gewand, ein rotes, juwelenbesetztes Kleid und ein waldgrüner Anzug. Sie entschied sich für den Anzug und kleidete sich schnell an. Ehe sie das Zimmer verließ, schaute sie zum Fenster hinaus.

Sie befand sich in einem Turm, der über zerfallenen Steinzinnen und einem staubigen, dreieckigen Burghof aufragte. Zwei weitere Türme, ein wenig krumm, mit konischen Spitzen, strebten an den anderen Zacken des Dreiecks empor. Der Wind spielte mit den Reihen von grauen Bannern entlang der Mauern, doch das war nicht die einzige Bewegung, die sie sehen konnte.

Jenseits der Burgmauern war nichts vom Tal zu erblicken, überhaupt nichts. Die Burg mit ihrem Hof und den krummen Türmen stand auf einem Berggipfel, und weit, weit entfernt ragten ebenfalls Berge in den Himmel, in allen Richtungen. Sie boten ein Bild schwarzer Felswände, schroffer Zacken und glänzender Gletscherfelder, die violett schimmerten. Das Fenster war geschlossen, aber der Wind sah kalt aus.

Die Tür stand offen. Sharra begab sich schnell zu einer steinernen Wendeltreppe und über den Hof zum Hauptgebäude, einem niedrigen Holzbau, der sich an die Burgmauer schmiegte. Sie schritt durch zahllose Räume, manche kalt und leer, wenn man von der dicken Staubschicht absah, andere prächtig ausgestattet, ehe sie Laren Dorr beim Frühstück fand.

Ein freier Sessel stand seinem gegenüber. Der Tisch war mit Speisen und Getränken fast überladen. Sharra setzte sich und griff nach einem warmen Brötchen. Gegen ihren Willen lächelte sie.

Laren lächelte zurück.

»Ich breche heute auf«, sagte sie zwischen zwei Bissen. »Es tut mir leid, Laren. Ich muss das Tor finden.«

Die Aura hoffnungsloser Melancholie hatte ihn nicht verlassen. »Das sagtest du mir vergangene Nacht«, erwiderte er seufzend. »Es sieht so aus, als hätte ich eine lange Zeit auf nichts gewartet.«

Es gab Braten verschiedener Art, vielerlei Brotsorten, Früchte, Käse und Milch. Sharra nahm sich von allem mit gesenktem Gesicht, um Larens Augen auszuweichen. »Es tut mir leid«, wiederholte sie.

»Bleib doch eine Zeit lang«, bat er. »Nur eine kurze Weile. Du kannst es dir doch leisten, würde ich meinen. Gestatte

mir, dass ich dir meine Welt zeige. Lass mich für dich singen.« Seine großen dunklen und o so müden Augen blickten sie flehend an.

Sie zögerte. »Nun – es dauert eine Weile, bis ich das Tor finde. Bleib solange an meiner Seite, aber schließlich werde ich gehen und dich verlassen müssen. Ich habe mein Versprechen gegeben. Du verstehst doch?«

Er lächelte und zuckte hilflos die Schultern. »Ja. Aber höre, ich weiß, wo das Tor ist. Ich kann es dir zeigen und dir so die Suche ersparen. Bleib bei mir, einen Monat zumindest – einen Monat, wie du die Zeit misst. Dann bringe ich dich zum Tor.« Er musterte sie nachdenklich. »Du jagst schon eine sehr lange Zeit hinter etwas her, Sharra. Vielleicht solltest du dich ein wenig ausruhen?«

Langsam und nachdenklich aß sie eine Frucht, ohne den Blick von Laren zu lassen. »Vielleicht hast du recht«, murmelte sie, nachdem sie das Für und Wider abgewogen hatte. »Und natürlich steht ein Wächter am Tor. Du könntest mir gegen ihn helfen. Ein Monat – das ist nicht so lang. Auf manchen Welten blieb ich länger als einen Monat.« Sie nickte, und ein Lächeln zog allmählich über ihr Gesicht. »Ja«, sie nickte immer noch. »Das würde sich, glaube ich, machen lassen.«

Sanft berührte er ihre Hand. Nach dem Frühstück zeigte er ihr die Welt, die sie ihm gegeben hatten.

Seite an Seite standen sie auf einem kleinen Balkon, ganz oben am höchsten der drei Türme, Sharra in dunklem Grün, Laren in Grau. Sie standen völlig reglos, aber Laren bewegte die Welt um sie. Er ließ die Burg über aufgewühlte Meere fliegen, wo sich lange schwarze Schlangenschädel neugierig aus dem Wasser schoben, um zu ihnen hochzuschauen. Er

bewegte sie durch gewaltige widerhallende Höhlen unter der Oberfläche, die von sanftem grünen Leuchten erhellt waren und wo tropfende Stalaktiten die Türme streiften und Herden blinder weißer Ziegen außerhalb der Brustwehr meckerten. Laren klatschte lächelnd in die Hände, und dampfende Dschungel erhoben sich um sie; Bäume, die aneinander wie auf Gummileitern dem Himmel entgegenkletterten, titanische Blumen in allen nur erdenklichen Farben. Affen mit gewaltigen Fängen keckerten aufgeregt auf den Zinnen. Laren klatschte erneut. Die Zinnen waren wieder leer, und plötzlich war der Burghof feiner Sand, und sie befanden sich auf einem schier endlosen Strand an der Küste eines düsteren grauen Ozeans, und die einzige Bewegung, die hier zu sehen war, kam von einem großen blauen Vogel mit hauchdünnen Membranflügeln über dem Wasser. All das zeigte Laren Sharra und noch viel mehr, und als sich schließlich nach und nach überall die Dunkelheit herabsenkte, brachte er die Burg zurück auf den Kamm über dem Tal. Sharra blickte hinab auf den Wald mit den schwarzstämmigen Bäumen, wo er sie gefunden hatte, und sie hörte das Klagen der Trauervögel zwischen den durchsichtigen Blättern.

»Das ist gar keine so schlechte Welt«, sagte sie und drehte sich auf dem Balkon um.

»Nein«, murmelte Laren. Er hatte die Hände auf die kalte Steinbrüstung gestützt, und sein Blick hing an dem Tal. »Nein, gar nicht so schlecht. Ich habe sie einmal erforscht, zu Fuß, mit einem Schwert und einem Spazierstock. Es machte mir Freude, ja, es war richtiggehend aufregend. Hinter jedem Hügel lag etwas Neues.« Er lachte. »Aber das ist schon so lange her. Jetzt weiß ich, was hinter jedem Berg zu finden ist – ein weiterer leerer Horizont.«

Er sah sie an und zuckte auf diese eigene Art mit den Schultern. »Es gibt sicher schlimmere Höllen. Aber das hier ist meine.«

»Komm doch mit mir«, forderte sie ihn auf. »Gehen wir zum Tor und lassen das hier zurück. Es gibt so viele Welten. Vielleicht sind sie weniger fremdartig und weniger schön, aber du wirst nicht allein sein.«

Erneut zuckte er die Schultern. »Wie du es sagst, klingt es so einfach«, erwiderte er tonlos. »Ich habe das Tor gefunden, Sharra, und tausendmal versucht, von hier loszukommen. Der Wächter hält mich nicht auf. Ich trete durch das Tor, sehe flüchtig eine andere Welt, und plötzlich bin ich wieder zurück im Burghof. Nein, ich kann nicht von hier fort.«

Sie nahm seine Hand. »Wie schrecklich! So lange allein sein zu müssen! Du musst sehr stark sein, Laren. Ich würde schon nach ein paar Jahren den Verstand verlieren.«

Er lachte, aber es klang bitter. »O Sharra, auch mich übermannte schon tausendmal der Wahnsinn. Aber sie heilen mich, Liebste. Immer wieder heilen sie mich.« Erneut zuckte er die Schulter und legte einen Arm um das Mädchen. Der Wind war kalt und wurde heftiger. »Komm, wir müssen hinter den Mauern sein, ehe die Dunkelheit ganz hereinbricht.«

Sie stiegen zu ihrem Turmgemach hoch und setzten sich nebeneinander auf ihr Bett. Dann brachte Laren zu essen, kross gebratenes Fleisch, das innen noch roh war, heißes Brot und Wein. Sie aßen und unterhielten sich.

»Weshalb bist du hier?«, fragte sie ihn zwischen zwei Bissen. »Wie hast du ihren Zorn auf dich herabbeschworen? Wer warst du früher?«

»Ich kann mich kaum noch erinnern, außer in meinen Träumen«, erwiderte er. »Und die Träume – es ist so lange

her, dass ich nicht einmal mehr weiß, welche wahr sind und welche meinem Wahnsinn entspringen.« Er seufzte. »Manchmal träume ich, ich sei ein König gewesen, ein mächtiger König in einer anderen Welt, und mein Verbrechen war, dass ich mein Volk glücklich gemacht habe. In seinem Glück missachtete es die Sieben, und die Tempel blieben leer. Und ich erwachte eines Tages in meinem Gemach in der Burg und musste feststellen, dass ich kein Gesinde mehr hatte. Als ich hinaus ins Freie ging, waren auch meine Untertanen und meine Welt verschwunden, ja selbst die Frau, die neben mir schlief.

Aber ich habe auch andere Träume. Oft erinnere ich mich vage in ihnen, dass ich ein Gott war. Nun – fast ein Gott. Ich hatte Kräfte und Wissen, doch es war nicht das Wissen der Sieben. Sie fürchteten mich, alle Sieben, denn ich war einem jeden von ihnen ebenbürtig, wenn nicht überlegen, aber nicht allen Sieben gleichzeitig. Und so zwangen sie mich, mich ihnen gemeinsam zu stellen. Sie ließen mir nur einen kleinen Teil meiner Kräfte und verbannten mich hierher. Es war eine grausame Ironie. Als Gott lehrte ich die Menschen, dass sie zusammenhalten, einander helfen sollten, dass sie die Finsternis durch Liebe und Lachen und Gespräche fernhalten konnten. All das nahmen die Sieben mir.

Doch selbst das ist nicht das Schlimmste. Denn es gibt Zeiten, da glaube ich, dass ich immer hier gewesen bin, hier geboren wurde vor unendlicher Zeit. Und die Erinnerungen sind alle falsch, wurden mir nur gegeben, um mir noch mehr wehzutun.«

Sharra beobachtete ihn, während er sprach. Seine Augen ruhten nicht auf ihr, sondern schienen in weite Fernen zu blicken. Sie waren verschleiert und voll halb vergrabener Er-

innerungen und Träume. Er sprach auch sehr langsam, und seine Stimme war wie Nebel, der sich in Schwaden wand und so manches verbarg, und man hörte ihr an, dass es viele Rätsel unmittelbar an der Schwelle des Erfassbaren gab und ferne Lichter, die man nie erreichen würde.

Laren hielt inne, und seine Augen erwachten wieder. »Ah, Sharra«, sagte er, »sei vorsichtig auf deinem Weg. Selbst deine Krone wird dich nicht schützen, wenn sie sich vereint gegen dich wenden. Das bleiche Kind Bakkalon wird dich zerreißen. Naa-Slas wird sich an deinen Qualen ergötzen und stärken und Saagael sich von deiner Seele nähren.«

Sie schauderte und schnitt sich eine Scheibe Braten ab. Aber das Fleisch war kalt und zäh, als sie hineinbiss, und mit einem Mal bemerkte sie, dass die Kerzen ganz tief heruntergebrannt waren. Wie lange hatte sie ihm so zugehört?

»Warte«, sagte er da. Er erhob sich und ging durch die Tür ganz in der Nähe, wo sich das Fenster befunden hatte. Jetzt war dort nichts als rauer grauer Stein. Beim letzten Schein der Sonne hatten sich alle Fenster in feste Mauern verwandelt. Laren kehrte bald mit einem sanft schimmernden Instrument aus schwarzem Holz zurück, das er sich an einem Lederband um den Hals geschlungen hatte. Sharra hatte nie eines dieser Art gesehen. Es hatte sechzehn Saiten, jede in einer anderen Farbe, und über seine ganze Länge waren hell glühende Lichtstreifen in das polierte Holz eingelassen. Als Laren saß, ruhte das untere Ende des Instruments auf dem Boden und sein oberes ragte noch ein wenig über seine Schulter hinaus. Nachdenklich strich er darüber. Die Lichter glühten, und plötzlich war das Gemach voller Musik.

»Mein Gefährte«, murmelte Laren lächelnd. Er berührte das Instrument erneut. Die Musik schwoll an und verklang -

verlorene Noten ohne Melodie. Wieder strich er über die Lichtstreifen, da schimmerte die Luft und wechselte ihre Farbe.

Er begann zu singen.

*König bin ich der Einsamkeit,
leer ist mein Reich ...*

Die ersten Worte flossen dahin, tief und süß mit Larens weicher, so nebelhaft klingender Stimme, und dann der Rest des Lieds – Sharra klammerte sich daran, hörte jedes Wort und versuchte sie sich alle einzuprägen, aber sie vermochte es nicht. Sie streiften sie, berührten sie, dann schmolzen sie dahin, zurück in den Nebel. So schnell kamen und gingen sie, dass sie sich nicht erinnern konnte, wie sie gelautet hatten. Und mit den Worten kam die Musik: sehnsüchtig und melancholisch, geheimnisvoll. Sie ergriff Sharra, sie weinte, sie versprach ihr tausend nie erzählte Geschichten. Im ganzen Gemach brannten die Kerzen heller, und Lichtkugeln wuchsen und tanzten und flossen ineinander, bis die Luft voller Farben war.

Worte, Musik, Licht. Laren Dorr flocht sie zusammen und wob eine Vision für Sharra.

Sie sah ihn, wie er sich selbst in seinen Träumen sah, als König, stark und groß und stolz, mit Haar so schwarz wie ihres und scharfen Augen. Er war ganz in schimmerndes Weiß gekleidet, enge Beinkleider, ein Hemd mit Puffärmeln und ein weiter Umhang, der sich wie eine Schneewand im Wind bewegte. Um die Stirn trug er eine Krone aus blitzendem Silber und an seiner Seite ein Schwert mit gerader Klinge, das nicht weniger blitzte. Diesem Laren, diesem jüngeren Laren, dieser Traumvision haftete keine Melancholie an. Er bewegte sich in einer Welt mit zierlichen Elfenbein-

minaretten und stillen blauen Flüssen. Die Welt drehte sich um ihn, mit Freunden und Geliebten und einer ganz besonderen Frau, die Laren mit Worten und glühenden Lichtern zeichnete. Wunderschöne, sorgenfreie Tage mit viel Lachen und Fröhlichkeit vergingen. Und plötzlich senkte sich die Finsternis herab, und er war hier.

Die Musik stöhnte, die Lichter verdüsterten sich, die Worte wurden traurig und waren nicht mehr. Sharra sah Laren wach in seiner vertrauten, jetzt leeren Burg. Sie sah ihn Gemach um Gemach durchschreiten und hinaus in eine Welt treten, die er nie zuvor geschaut hatte. Sie beobachtete ihn, wie er die Burg verließ und dem Dunst des fernen Horizonts entgegenwanderte, in der Hoffnung, dieser Dunst sei Rauch. Weiter, immer weiter wanderte er. Jeden Tag erhoben sich neue Horizonte, und die große dicke Sonne wurde rot und orange und gelb, doch immer noch blieb seine Welt leer. Zu all den Orten, die er ihr gezeigt hatte, wanderte er, zu allen und noch mehr, und schließlich, ohne zu wissen, wo er war, und voll Sehnsucht nach seinem Zuhause, kam die Burg zu ihm.

Inzwischen war das Weiß seiner Kleidung zu einem stumpfen Grau geworden. Doch weiter erklang das Lied. Tage vergingen und Jahre und Jahrhunderte. Laren wurde müde, aber nie alt. Die Sonne schien grün und violett und in einem durchdringenden, harten Blauweiß, und mit jedem Umlauf war weniger Farbe in seiner Welt. Laren sang von endlosen leeren Tagen und Nächten, da nur Musik und Erinnerung ihn vor dem Wahnsinn bewahrten, und Sharra empfing durch sein Lied alle seine Gefühle.

Als die Vision verschwamm, die Musik verklang und seine sanfte Stimme verstummte, blickte Laren Sharra lächelnd an. Das Mädchen zitterte.

»Ich danke dir«, sagte er sanft mit einem Schulterzucken. Er nahm sein Instrument und verließ sie für die Nacht.

Der nächste Morgen war kühl und wolkenverhangen, aber Laren nahm Sharra zu einer Jagd mit in den Wald. Ihr Wild war ein schmales, weißes Tier, halb Katze, halb Gazelle, das viel zu schnell war, um es zu erlegen, und zu viele scharfe Zähne hatte, um sich ihm gefahrlos zu nähern. Sharra störte es gar nicht, dass sie es nicht erwischten. Die Jagd war auch so aufregend. Eine ungeheure Freude erfüllte sie, während sie so durch den dunklen Wald rannten, sie mit einem Bogen in der Hand, den sie nie benutzte, und auf dem Rücken einen Köcher voller Pfeile aus dem Holz der hiesigen Bäume. Beide, Laren und Sharra, trugen warme graue Pelze, und Laren lächelte das Mädchen unter seiner Wolfsschädelkapuze hervor an. Das Laub unter ihren Stiefeln, das so durchsichtig und zerbrechlich war wie Glas, knirschte und zersplitterte unter ihren Sohlen.

Erschöpft, doch ohne ihre Hände blutig gemacht zu haben, kehrten sie in die Burg zurück, und Laren sorgte für einen Festschmaus im großen Speisesaal. Sie lächelten einander von den beiden Enden einer fünfzig Fuß langen Tafel an. Sharra sah die Wolken durch das Fenster hinter Larens Kopf vorbeiziehen und später das Fenster zu Stein werden.

»Weshalb tust du das?«, fragte sie. »Und weshalb gehst du nachts nie ins Freie?«

Er zuckte die Schultern. »Ah. Ich habe Gründe. Die Nächte sind – nun – nicht gut hier.« Er trank dampfenden, gewürzten Wein aus einem großen, edelsteinbesetzten Kelch. »Die Welt, aus der du kamst, aus der du ursprünglich stammst – sag mir, Sharra, sah man dort die Sterne?«

Sie nickte. »Ja. Es ist zwar schon sehr lange her, aber ich erinnere mich an sie. Die Nächte waren sehr dunkel und die Sterne winzige Lichtpunkte, kalt und fern. Manchmal konnte man Muster sehen. Die Menschen meiner Welt, als sie noch jung waren, gaben jedem dieser Bilder Namen und erzählten Geschichten über sie.«

Laren nickte. »Ich glaube, deine Welt würde mir gefallen. Meine war ihr ein bisschen ähnlich, doch unsere Sterne leuchteten in Tausenden von Farben, und sie bewegten sich wie winzige Laternen in der Nacht. Manchmal hüllten sie sich in Schleier, um ihr Licht vor uns zu verbergen. Dann schimmerten unsere Nächte wie unter einem feinen Spinnennetz. Oft ging ich im Sternenschein segeln, ich und jene, die ich liebte, nur damit wir gemeinsam das Firmament bewundern konnten. Es war eine schöne Zeit zum Singen.« Seine Stimme wurde wieder traurig.

Düsternis hatte sich in den Saal geschlichen, Dunkelheit und Schweigen. Das Essen war kalt geworden, und Sharra konnte Larens Gesicht über die fünfzig Fuß lange Tafel kaum noch sehen. So erhob sie sich, schritt zu ihm und setzte sich neben ihn an den langen Tisch. Laren nickte und lächelte, und plötzlich flammten die Fackeln überall an den Wänden in ihren Halterungen auf. Er schenkte ihr Wein ein, und ihre Finger ruhten eine Weile auf seinen, ehe sie den angebotenen Kelch nahm.

»So war es auch bei uns«, sagte Sharra. »Wenn der Wind warm genug war und wir von anderen unsere Ruhe hatten, legten wir uns auch gern ins Freie, Kaydar und ich.« Sie zögerte, dann schaute sie zu Laren auf.

Seine Augen blickten sie fragend an. »Kaydar?«

»Er würde dir gefallen haben, Laren, und er hätte dich gemocht, glaube ich. Er war groß, hatte rotes Haar und Feuer

in den Augen. Kaydar hatte Kräfte wie ich, nur waren seine größer, und er hatte einen unbezwingbaren Willen. Sie holten ihn eines Nachts, aber sie haben ihn nicht getötet, sie nahmen ihn nur weg von mir und unserer Welt. Seither suche ich ihn. Ich kenne die Tore, ich trage die dunkle Krone, und sie können mich nicht so leicht aufhalten.«

Laren trank seinen Wein und starrte auf das Fackellicht, das sich im Metall seines Kelchs spiegelte. »Die Zahl der Welten ist unendlich, Sharra.«

»Ich habe so viel Zeit, wie ich brauche. Ich altere nicht, Laren, genauso wenig wie du. Ich werde ihn finden.«

»Hast du ihn so sehr geliebt?«

Sharra lächelte selbstvergessen. »Ja«, murmelte sie, und nun war es ihre Stimme, die traurig und verloren klang. »Ja, so sehr. Er machte mich glücklich, Laren. Wir waren nur kurze Zeit zusammen, aber er hat mich unbeschreiblich glücklich gemacht. Das können die Sieben mir nicht nehmen. Es war eine Freude, ihn anzusehen, seine Arme um mich zu spüren, mit ihm zu lachen.«

»Ah«, sagte Laren, und er lächelte sogar, aber es war ein trostloses Lächeln. Das Schweigen wurde fast greifbar.

Schließlich sprach Sharra wieder. »Wir sind von unserem Thema abgekommen. Du hast mir immer noch nicht gesagt, weshalb sich deine Fenster in der Nacht selbst versiegeln.«

»Du hast einen weiten Weg hinter dir, Sharra. Du wandelst zwischen den Welten. Hast du je eine ohne Sterne gesehen?«

»Ja. Viele, Laren. Ich sah ein Universum, wo sich nur eine einzige Welt um eine bernsteinfarbene Sonne dreht und der Himmel nachts leer und unendlich ist. Ich habe das Land der düsteren Gaukler besucht. Es hat überhaupt keinen Himmel, und zischende Sonnen glühten unter dem Meer. Ich bin

durch die Sümpfe von Carradyne gewandert und habe dort Zauberer dabei beobachtet, wie sie einen Regenbogen entzündeten, um dieses sonnenlose Land zu erhellen.«

»Meine Welt hat keine Sterne«, sagte Laren.

»Beängstigt dich das so sehr, dass du deshalb des Nachts nicht ins Freie gehst?«

»Nein, sondern weil sie statt Sterne etwas anderes hat.« Er blickte Sharra an. »Möchtest du es sehen?«

Sie nickte.

So plötzlich, wie sie aufgeflammt waren, erloschen die Fackeln wieder. Der Saal lag in tiefer Schwärze. Sharra drehte sich ein wenig, um über Larens Schulter schauen zu können. Er bewegte sich nicht, aber hinter ihm verschwanden die Steine vor dem Fenster, und Licht fiel von draußen herein.

Der Himmel war sehr dunkel, aber sie konnte ganz deutlich sehen, weil sich in der Finsternis etwas bewegte, das Licht ausstrahlte. Das Steinpflaster des Burghofs, die Mauern, die Zinnen, die grauen Banner, alles wurde von diesem Glühen erhellt. Verwirrt schaute Sharra hoch.

Etwas erwiderte ihren Blick. Es war höher als die Berge und füllte den halben Himmel aus, und obgleich es genügend Licht ausstrahlte, sodass die Burg ganz hell war, wusste Sharra doch, dass es schwärzer als schwarz war. Es hatte in etwa Menschengestalt und trug einen langen Kapuzenanzug, und darunter war Schwärze, so abstoßend sie nur sein konnte. Die einzigen Geräusche waren Larens leiser Atem, ihr Herzklopfen und das ferne Klagen eines Trauervogels. Trotzdem hörte Sharra in ihrem Kopf dämonisches Gelächter. Die Gestalt am Himmel blickte zu ihr herab und in sie hinein. Sie spürte die eisige Schwärze in ihrer Seele. So gelähmt war sie, dass sie nicht einmal die Augen bewegen konnte. Aber

die Gestalt bewegte sich. Sie drehte sich, hob eine Hand, und da war plötzlich noch etwas mit ihr dort oben – ein winziges Männlein mit feurigen Augen, das sich wand und krümmte und wimmernd nach Sharra rief.

Sharra schrie auf und wandte sich ab. Als sie wieder aufblickte, gab es das Fenster nicht mehr, nur eine Wand aus dickem, sicherem Stein und eine Reihe von hell brennenden Fackeln. Laren nahm sie in seine starken Arme. »Es war bloß eine Vision«, beruhigte er sie. Er drückte sie an sich und strich über ihr Haar. »Früher wollte ich mich des Öfteren vergewissern«, murmelte er, mehr zu sich als zu ihr. »Aber einer war immer da. Sie wechseln sich ab, die Sieben. Viel zu oft sah ich sie. Sie brannten in ihrem schwarzen Licht gegen die reine Dunkelheit des Himmels, und immer hielten sie jene, die ich liebte. Nun schaue ich überhaupt nicht mehr hinaus. Ich bleibe in der Burg und singe. Und meine Fenster sind aus Nachtstein.«

»Ich – ich fühle mich besudelt«, sagte sie, immer noch ein wenig zitternd.

»Komm«, schlug er vor. »Oben ist warmes Wasser, damit kannst du dir die Kälte fortwaschen. Und dann singe ich für dich.« Er nahm sie an der Hand und führte sie zum Turm hoch.

Sharra nahm ein heißes Bad, während Laren sein Instrument in ihrem Schlafgemach stimmte. Er war fertig damit, als sie zurückkam, von Kopf bis Fuß in ein flauschiges braunes Badetuch gehüllt. Sie setzte sich auf das Bett, trocknete ihr Haar und wartete.

Laren zeigte ihr Visionen.

Diesmal sang er seinen anderen Traum, in dem er sich als Gott und Feind der Sieben sah. Die Musik war ein wildes

Pochen, durchdrungen von Blitzen und Angstschaudern. Das Licht verschmolz zu einem blutroten Schlachtfeld, auf dem ein blendend weißer Laren gegen Schatten und Albtraumgestalten focht. Sieben waren es. Sie bildeten einen Kreis um ihn, stürmten mit Lanzen der Finsternis auf ihn ein und sprangen wieder zurück, und er parierte sie mit Feuer und Sturm. Doch schließlich überwältigten sie ihn. Das Licht erlosch, das Lied wurde sanft und traurig wie zuvor, und die Vision verschwamm, während Jahrhunderte einsamer Träume vorbeieilten.

Kaum waren die letzten Noten verklungen und der letzte Schimmer verblasst, als Laren wieder begann. Ein neues Lied war es diesmal, eines, das er nicht so gut beherrschte. Seine schlanken geschickten Finger zögerten, wiederholten einzelne Bewegungen, und auch seine Stimme klang zittrig, denn er musste die Worte erst finden. Sharra wusste, weshalb. Er sang von ihr, eine Ballade ihrer endlosen Wanderung – von brennender Liebe und rastloser Suche, von Welten um Welten, von dunklen Kronen und lauernden Wächtern, die mit Klauen und Tricks und Lügen kämpften. Er nahm jedes Wort, das sie gesagt hatte, seit sie hier war, benutzte es, formte es um. In ihrem Schlafgemach löste ein Bild das andere ab. Weiß glühende Sonnen brannten unter einem ewigen Ozean, aus dem zischende Dampfwolken aufstiegen. Uralte Männer entzündeten Regenbogen, um die Finsternis zu vertreiben. Und er sang von Kaydar. Irgendwie gelang es ihm, ihn wahr zu ersingen. Er fing und zog das Feuer heran, das Sharras Liebe gewesen war, und ließ sie wieder daran glauben.

Aber das Lied endete mit einer Frage. Das zögernde Finale hing in der Luft, widerhallend. Beide warteten auf den Rest, und beide wussten, dass es keinen gab. Noch nicht.

Sharra weinte. Schließlich sagte sie: »Ich danke dir, dass du mir Kaydar zurückgegeben hast.«

»Es war nur ein Lied.« Laren zuckte die Schultern. »Es ist lange her, dass ich ein neues Lied zu singen hatte.«

Wieder verließ er sie. Sanft strich er über ihre Wange an der Tür, wohin sie ihn, in ihr Badetuch gehüllt, begleitet hatte. Dann schloss Sharra die Tür hinter ihm und ging von Kerze zu Kerze. Mit einem Atemhauch verwandelte sie Licht in Dunkelheit. Sie warf das flauschige Tuch über eine Stuhllehne, kroch unter die Decken und lag eine lange Zeit wach, ehe sie einschlafen konnte.

Es war noch dunkel, als sie erwachte, und sie wusste auch nicht, was sie geweckt hatte. Sie öffnete die Augen, blieb reglos liegen und blickte sich im Zimmer um. Nichts, was sich nicht zuvor schon hier befunden hatte, war hier, nichts hatte sich verändert. Oder doch?

Da sah sie ihn in der Ecke schräg vom Bett sitzen. Er hatte die Finger unter dem Kinn verschränkt, genau wie beim ersten Mal, als sie hier aufgewacht war. Seine ruhigen Augen waren in diesem nächtlichen Gemach groß und dunkel. Er saß ganz still. »Laren?«, rief sie leise, nicht ganz sicher, ob die reglose Gestalt auch wirklich er war.

»Ja«, antwortete er. Er bewegte sich nicht. »Ich habe dich auch vergangene Nacht beobachtet, während du geschlafen hast. Ich bin schon viel länger ganz allein hier, als du dir auch nur vorzustellen vermagst, und bald werde ich wieder ganz allein sein. Selbst wenn du schläfst, ist deine Anwesenheit für mich ein unendlich kostbares Geschenk.«

»O Laren!«, rief sie. Schweigen setzte ein, eine Pause, ein Überlegen und unausgesprochene Worte. Dann warf sie die Decken zurück, und Laren kam zu ihr.

Beide hatten sie Jahrhunderte kommen und gehen sehen. Ein Monat, ein Moment, es war kein großer Unterschied.

Jede Nacht schliefen sie miteinander, und jeden Abend sang Laren seine Lieder für Sharra. Während der dunklen Stunden unterhielten sie sich, und während des Tages schwammen sie nackt in kristallklarem Wasser, in dem sich die purpurne Pracht des Himmels spiegelte. Sie liebten sich auf dem feinen weißen Sand des Strands, und sie sprachen viel von Liebe.

Doch nichts änderte sich. Und schließlich kam die Stunde immer näher. Am Abend der Nacht vor dem Tag, der das Ende bringen würde, schritten sie im Zwielflicht durch den schattendunklen Wald, in dem er sie gefunden hatte.

Während dieses Monats, den er mit Sharra zusammen gewesen war, hatte Laren wieder zu lachen gelernt, doch nun war er stumm, ging ganz langsam und umklammerte fast schmerzhaft ihre Hand. Und seine Stimmung war grauer als sein weiches Seidenhemd. Schließlich setzte er sich ans Ufer des plätschernden Waldbachs und zog sie an seine Seite. Sie schlüpfen aus ihren Stiefeln und kühlten ihre Füße im Wasser. Es war ein warmer Abend, der Wind blies ruhelos, und schon jetzt konnte man die ersten Trauervögel klagen hören.

»Du musst gehen«, sagte er. Immer noch hielt er ihre Hand fast krampfhaft in seiner, aber er blickte sie nicht an. Es war keine Frage, sondern eine Feststellung.

»Ja«, sagte sie. Melancholie erfüllte auch sie, und ihrer Stimme hingen bleierne Echos nach.

»Ich finde keine Worte mehr, Sharra«, murmelte Laren. »Wenn ich es könnte, würde ich dir jetzt eine Vision singen. Eine Vision, die einst leer war und von uns und unseren Kin-

dern gefüllt wurde. Das könnte ich dir bieten. Meine Welt hat Schönheit und Wunder und Rätsel zu bieten, wenn es nur Augen gibt, sie zu sehen. Und wenn die Nächte schlimm sind, nun, die Menschen sind mit dunklen Nächten fertiggeworden, auf anderen Welten, in anderen Zeiten. Ich würde dich lieben, Sharra, so sehr ich dazu imstande bin. Ich würde versuchen, dich glücklich zu machen.«

»Laren ...«, begann sie, aber sein Blick ließ sie verstummen.

»Nein, ich könnte das sagen, aber ich tue es nicht. Dazu habe ich kein Recht. Kaydar machte dich glücklich. Nur ein selbstsüchtiger Narr würde dich bitten, dieses Glück aufzugeben, um mein Elend zu teilen. Kaydar ist Feuer und Lachen, während ich Rauch und Lied und Melancholie bin. Zu lange schon bin ich allein, Sharra. Das Grau ist bereits Teil meiner Seele, und ich möchte nicht, dass es auf dich übergreift. Trotzdem ...«

Sie nahm seine Hand in ihre beiden Hände, hob sie und drückte einen Kuss auf jede Fingerspitze. Dann gab sie sie frei und schmiegte ihr Gesicht an seine Brust. »Versuch doch, mit mir zu kommen, Laren«, bat sie. »Halte meine Hand, während wir durch das Tor gehen, vielleicht wird die dunkle Krone dann auch dich beschützen.«

»Ich werde alles versuchen, worum du mich bittest. Aber verlange nicht, dass ich an ein Gelingen glaube.« Er seufzte. »Unzählige Welten liegen vor dir, Sharra, und ich kann nicht sehen, wie es für dich ausgehen wird. Ich weiß nur, dass es dir nicht bestimmt ist, hierzubleiben. Vielleicht ist es so am besten. Viel mehr weiß ich nicht. Ich erinnere mich der Liebe vage, ich glaube, ich entsinne mich, wie sie war, und ich erinnere mich, dass sie nie von Dauer ist. Da wir uns beide nicht

ändern und weil wir unsterblich sind, würden wir hier nicht schließlich einander müde werden? Würden wir einander dann hassen? Das möchte ich nicht.«

Lächelnd sah er sie an, und es war ein schmerzvolles, melancholisches Lächeln. »Ich glaube, du hast Kaydar nur eine kurze Zeit gekannt, dass du so verliebt in ihn sein kannst. Vielleicht habe ich meine Hintergedanken. Denn indem du Kaydar findest, verlierst du ihn möglicherweise. Eines Tages wird das Feuer verglühen und der Zauber der Liebe verblasen. Und dann könnte es sein, dass du dich an Laren Dorr erinnerst.«

Sharra begann leise zu weinen. Laren nahm sie in die Arme. Er küsste sie und flüsterte sanft: »Nein.«

Sie erwiderte seinen Kuss, und sie hielten einander stumm umschlungen.

Als schließlich das purpurne Zwielflicht fast Schwärze geworden war, schlüpfen sie wieder in ihre Stiefel und erhoben sich. Laren drückte Sharra an sich und lächelte.

»Ich *muss* gehen«, sagte Sharra. »Ich *muss*. Aber dich zu verlassen fällt mir schwer, Laren. Das darfst du mir glauben.«

»Ich glaube dir«, versicherte er ihr. »Ich liebe dich, *weil* du gehst, glaube ich. Weil du Kaydar nicht vergessen kannst, und du wirst auch dein Versprechen nicht vergessen. Du bist Sharra, die zwischen den Welten wandelt, und ich glaube, die Sieben haben dich viel mehr zu fürchten als jeglichen Gott, der ich vielleicht gewesen sein könnte. Wärest du nicht, wie du bist, würdest du mir nicht so viel bedeuten.«

»Oh! Doch einmal hast du erwähnt, du würdest jede Stimme lieben, die kein Echo deiner eigenen ist.«

Laren zuckte die Schultern. »Wie ich schon oft sagte, mein Liebes, das war vor langer Zeit.«

Vor Einbruch der Dunkelheit waren sie in der Burg zurück, zu ihrem letzten gemeinsamen Mahl, ihrer letzten gemeinsamen Nacht, einem letzten Lied. Sie schliefen nicht in dieser Nacht, und kurz vor Morgengrauen sang Laren ein letztes Mal für sie. Es war kein sehr gutes Lied, eher etwas aus dem Stegreif, von einem wandernden Minnesänger auf einer unbedeutenden Welt. Sehr wenig erlebte der Minnesänger, das für andere von Interesse war. Sharra wurde nicht klar, was der Sinn dieses Lieds sein sollte, und Laren sang es lustlos. Es war ein seltsames Lebewohl, aber beide waren unglücklich.

Er verließ sie bei Sonnenaufgang, um sich umzukleiden, und versprach, auf dem Hof auf sie zu warten. Und wirklich, da stand er, als sie hinaustrat. Ruhig und zuversichtlich lächelte er sie an. Er war ganz in schimmerndes Weiß gekleidet: enge Beinkleider, ein Hemd mit Puffärmeln und ein weiter Umhang, den der Wind wie ein Segel aufblähte. Aber die purpurne Sonne befleckte das Weiß mit ihren schattenhaften Strahlen.

Sharra schritt auf ihn zu und griff nach seiner Hand. Sie trug robustes Leder. In ihrem Gürtel steckte ein Dolch, mit dem sie sich gegen den Wächter wehren wollte. Ihr pechschwarzes Haar mit dem Rot- und Purpurschimmer flatterte so ungebändigt wie sein Umhang, obgleich die dunkle Krone es über der Stirn zusammenhielt. »Lebe wohl, Laren«, sagte sie. »Ich wollte, ich hätte dir mehr geben können.«

»Du hast mir genug gegeben. In all den Jahrhunderten, die vor mir liegen, in all den Sonnenumläufen, die kommen, werde ich mich erinnern. Ich werde die Zeit nach dir messen, Sharra. Wenn die Sonne eines Tages aufgeht und ihre Strah-

len blau sind, werde ich zu ihr hochblicken und sagen: ›Das ist die erste blaue Sonne, seit Sharra zu mir kam.«

Sie nickte.

›Und ich habe ein neues Versprechen. Eines Tages werde ich Kaydar finden. Und wenn es mir gelingt, ihn zu befreien, werden wir zu dir kommen, wir beide zusammen, und dann werden wir meine Krone und Kaydars Feuer gegen die Dunkelheit der Sieben einsetzen.«

Laren zuckte die Schultern. ›Gut. Wenn ich nicht hier bin, dann vergiss nicht, mir eine Nachricht zu hinterlassen.«

›Und jetzt zum Tor. Du hast gesagt, du würdest mir das Tor zeigen«, erinnerte ihn Sharra.

Laren drehte sich um und deutete auf den niedrigsten Turm, ein rußgeschwärztes, steinernes Bauwerk, das Sharra nie betreten hatte. Es hatte eine breite Holztür in Hofhöhe. Laren holte einen Schlüssel aus einer Tasche.

›Hier?«, fragte sie überrascht. ›In der Burg?«

›Ja, hier«, antwortete Laren. Sie schritten über den Hof zu der Tür. Laren steckte den riesigen Metallschlüssel ins Schloss und plagte sich damit ab, ihn zu drehen. Sharra schaute sich ein letztes Mal um. Das Herz war ihr schwer. Die beiden anderen Türme sahen düster und tot aus, der Hof wirkte verlassen, und hinter den hohen, gletscherbedeckten Bergen war nur leerer Horizont. Kein Geräusch war zu hören, nur Laren, der den Schlüssel drehte, und nichts rührte sich, außer dem Wind, der den Staub auf dem Hof aufwirbelte und die grauen Banner an den Mauern flattern ließ. Sharra erschauerte unter der Einsamkeit, die plötzlich auf sie einströmte.

Laren öffnete die Tür. Kein Raum befand sich dahinter, nur eine Mauer wallenden Nebels, eines Nebels ohne Farbe, ohne

Laut, ohne Licht. »Euer Tor, meine Dame«, sagte der Minnesänger und verbeugte sich.

Sharra betrachtete es, wie sie seinesgleichen schon viele Male betrachtet hatte. Welche Welt war die nächste, fragte sie sich. Sie wusste es nie. Aber vielleicht würde sie in der hinter diesem Tor Kaydar finden.

Sie spürte Larens Hand auf ihrer Schulter. »Du zögerst?«, fragte er mit weicher Stimme.

Sharras Hand griff nach dem Dolch. »Der Wächter«, sagte sie plötzlich. »Immer lauert ein Wächter.« Ihr Blick flog hastig durch den Hof.

Laren seufzte. »Ja. Immer. Es gibt solche, die dich in Stücke zu reißen versuchen, andere, die dich in die Irre führen wollen, und wieder andere, die sich bemühen, dich mit Tricks zu einem falschen Tor zu locken. Es gibt solche, die dich mit Waffen halten, andere mit Ketten, wieder andere mit Lügen. Und es gibt zumindest einen, der versuchte, dich mit Liebe zu halten. Aber er meinte es ehrlich, und nie sang er dir un-wahr.«

Mit einem hoffnungslosen Schulterzucken und voller Liebe schob Laren sie durch das Tor.

Fand sie ihn schließlich, ihren Liebsten mit den feurigen Augen? Oder sucht sie ihn noch heute? Auf welchen Wächter wird sie als Nächstes stoßen?

Wenn sie nachts als Fremde in einem einsamen Land dahinwandert, hat der Himmel Sterne?

Ich weiß es nicht. Er weiß es nicht. Vielleicht wissen nicht einmal die Sieben es. Sie sind mächtig, ja, aber nicht allmächtig, und die Zahl der Welten ist größer, als selbst ihnen bewusst ist.

Es gibt ein Mädchen, das zwischen den Welten wandelt, doch sein Weg ist jetzt in der Legende verloren. Vielleicht ist sie tot, vielleicht auch nicht. Neuigkeiten verbreiten sich langsam von Welt zu Welt, und nicht alles entspricht der Wahrheit.

Eines aber wissen wir: In einer leeren Burg unter einer purpurnen Sonne wartet ein einsamer Minnesänger, und seine Lieder erzählen von ihr.

Der Eisdrache



Am meisten liebte Adara den Winter, denn wenn es auf der Welt kalt wurde, kam der Eisdrache.

Sie war sich nicht sicher, ob es die Kälte war, die den Eisdrachen herführte, oder ob der Eisdrache die Kälte mit sich brachte. Das war die Art von Fragen, die ihren Bruder Geoff häufig beschäftigten, der zwei Jahre älter und unersättlich neugierig war. Adara hingegen kümmerten solche Dinge wenig. Solange nur die Kälte, der Schnee und der Eisdrache pünktlich eintrafen, war sie glücklich.

Wegen ihres Geburtstags wusste sie immer, wann all das zu erwarten war. Adara war ein Winterkind, geboren während des schlimmsten Frosts, an den sich die Leute erinnern konnten – selbst die Alte Laura, die auf dem nächsten Hof lebte und sich an Dinge erinnerte, die geschehen waren, bevor irgendjemand sonst geboren worden war. Die Leute sprachen noch immer über jenen Frost. Adara hörte ihnen oft zu.

Sie sprachen auch über andere Dinge. Sie sagten, es sei jener schreckliche Frost gewesen, der ihre Mutter getötet hatte. Er hätte sich in jener langen Nacht an dem großen Feuer vorbeigestohlen, das Adaras Vater geschürt hatte, und sei dann unter die Decken auf dem Wochenbett gekrochen.

Und sie sagten auch, dass die Kälte im Schoß in Adara eingedrungen sei, dass ihre Haut blassblau und eisig anzufassen gewesen sei, als sie das Licht der Welt erblickte, und dass sie in all den Jahren seither nicht wärmer geworden sei. Der Winter hatte sie berührt, hatte sein Zeichen auf ihr hinterlassen und sie zu seinem Eigentum gemacht.

Es stimmte, dass Adara immer ein Kind war, das abseits stand. Sie war ein sehr ernstes kleines Mädchen, das nur selten mit den anderen spielte. Sie wäre schön, sagten die Leute, aber es war eine seltsame, fremdartige Schönheit. Mit ihrer bleichen Haut, dem blonden Haar und den großen, klaren blauen Augen unterschied sie sich zu sehr von den anderen. Sie lächelte, aber nicht sehr oft. Niemand hatte je gesehen, dass sie weinte. Einmal, mit fünf Jahren, war sie auf einen Nagel getreten, der aus einem Brett ragte, das unter einer Schneebank verborgen gewesen war, und der Nagel war ganz durch ihren Fuß gedrungen. Aber Adara hatte selbst damals nicht geweint oder geschrien. Sie hatte ihren Fuß losgemacht und war zurück zum Haus gegangen, wobei sie eine Blutspur im Schnee zurückgelassen hatte. Als sie dort angekommen war, hatte sie bloß gesagt: »Vater, ich habe mich verletzt.« All die Bockigkeiten, Temperamentsausbrüche und Tränen einer normalen Kindheit waren nichts für sie.

Selbst ihre Familie wusste, dass Adara anders war. Ihr Vater war ein riesiger grober Bär von einem Mann, der im Allgemeinen wenig für die Leute übrig hatte. Aber wenn Geoff ihn mit Fragen löcherte, breitete sich stets ein Lächeln auf seinem Gesicht aus, und er war voller Umarmungen und lautem Lachen für Teri, Adaras ältere Schwester, die goldhaarig und sommersprossig war und schamlos allen Jungen der Umgebung schöne Augen machte. Hin und wieder umarmte

er auch Adara, vor allem, wenn er betrunken war, was in den langen Wintern häufig der Fall war. Aber dabei gab es kein Lächeln. Er legte dann nur seine Arme um sie und presste ihren kleinen Körper mit all seiner enormen Kraft an sich. Tief in seiner Brust schluchzte er, und dicke, feuchte Tränen liefen über seine geröteten Wangen. Er umarmte sie niemals im Sommer. In den Sommern war er zu beschäftigt.

Außer Adara war jeder im Sommer beschäftigt. Geoff arbeitete dann mit seinem Vater auf den Feldern, stellte endlose Fragen über dies und das und lernte so alles, was ein Bauer wissen musste. Wenn er nicht arbeitete, lief er mit seinen Freunden zum Fluss und erlebte Abenteuer. Teri führte den Haushalt und kochte, und sie arbeitete während der geschäftigen Jahreszeit ein wenig im Gasthaus am Kreuzweg. Die Tochter des Gastwirts war ihre Freundin, und sein jüngster Sohn war ihr mehr als nur ein Freund. Wenn sie nach Hause kam, erzählte sie kichernd all die Klatschgeschichten und Nachrichten, die sie von Reisenden, Soldaten und den Boten des Königs gehört hatte. Für Teri und Geoff waren die Sommer die beste Zeit, und beide waren zu beschäftigt für Adara.

Ihr Vater war von allen am beschäftigtsten. Jeden Tag mussten Tausende Dinge erledigt werden, und er erledigte sie und fand dabei noch tausend weitere. Er arbeitete vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang. Seine Muskeln wurden im Sommer hart und sehnig, und jeden Abend, wenn er vom Feld kam, stank er nach Schweiß, aber er kam immer lächelnd nach Hause. Nach dem Abendbrot setzte er sich dann mit Geoff hin, erzählte ihm Geschichten und beantwortete seine Fragen. Oder er lehrte Teri Dinge über das Kochen, die sie noch nicht wusste. Oder er ging zum Gasthaus hinüber. Er war wirklich ein Sommermensch.

Im Sommer trank er niemals, außer hin und wieder einen Becher Wein, um den Besuch seines Bruders zu feiern.

Das war ein weiterer Grund, warum Teri und Geoff den Sommer liebten, wenn die Welt grün und heiß war und vor Leben überschäumte. Nur im Sommer kam Onkel Hal zu Besuch, der jüngere Bruder ihres Vaters. Hal war ein Drachendreiter im Dienste des Königs. Er war ein großer, schlanker Mann mit einem Gesicht wie ein Adliger. Drachen ertrugen keine Kälte, daher flogen Hal und sein Geschwader im Winter stets nach Süden. Aber in jedem Sommer kehrte er in der blitzenden, grün-goldenen Uniform des Königs zurück und machte auf seinem Weg zu den Schlachtfeldern im Norden und Westen bei ihnen halt. Der Krieg dauerte schon an, so lange Adara lebte.

Immer wenn Hal nach Norden kam, brachte er Geschenke mit: Spielzeug aus der Stadt des Königs, Kristall- und Goldgeschmeide, Süßigkeiten und eine Flasche teuren Wein, die er mit seinem Bruder leeren konnte. Er grinste Teri an und brachte sie mit seinen Komplimenten zum Erröten, und er unterhielt Geoff mit Geschichten vom Krieg und von Burgen und Drachen. Was Adara betraf, so hatte er oft versucht, ihr mit Geschenken, Späßen und Umarmungen ein Lächeln zu entlocken. Er hatte nur selten Erfolg damit.

Adara mochte Hal nicht, so gutmütig und nett er auch war, denn wenn Hal da war, bedeutete dies, dass der Winter weit entfernt war.

Außerdem hatte es eine Nacht gegeben – damals, als sie erst vier gewesen war, und alle dachten, sie würde fest schlafen –, in der sie gehört hatte, wie sich ihr Vater und sein Bruder beim Wein unterhalten hatten. »Ein ernstes kleines Ding«, hatte Hal gesagt. »Du solltest freundlicher zu ihr sein, John.

Du kannst sie nicht für das verantwortlich machen, was geschehen ist.«

»Kann ich das nicht?«, hatte ihr Vater erwidert, und seine Stimme klang belegt vom Wein. »Nein, das kann ich wohl nicht. Aber es ist schwer. Sie sieht aus wie Beth, aber sie hat nichts von ihrer Wärme. Der Winter ist in ihr, weißt du. Immer wenn ich sie berühre, spüre ich die Kälte, und ich erinnere mich, dass es ihretwegen war, dass Beth sterben musste.«

»Du bist kalt zu ihr. Du liebst sie nicht so wie die anderen.«

Adara erinnerte sich an die Art, wie ihr Vater daraufhin gelacht hatte. »Sie lieben? O Hal. Ich habe sie am meisten von allen geliebt, mein kleines Winterkind. Aber sie hat mich niemals zurückgeliebt. Sie empfindet nichts für mich oder für dich oder für irgendeinen von uns. Sie ist so ein kaltes kleines Mädchen.« Und dann hatte er zu weinen begonnen, obwohl es Sommer war und obwohl Hal bei ihm war. Und Adara hatte in ihrem Bett gelegen und zugehört und sich gewünscht, Hal würde wegfliegen. Sie hatte nicht alles verstanden, was sie gehört hatte, damals noch nicht, aber sie hatte sich alles gemerkt, und das Verstehen kam später.

Sie hatte nicht geweint; nicht mit vier, als sie es gehört hatte, und auch nicht mit sechs, als sie es endlich verstand. Hal hatte sie ein paar Tage später verlassen, und Geoff und Teri hatten ihm aufgeregt nachgewinkt, als sein Geschwader über sie hinwegflog. Dreißig große Drachen, die in stolzer Formation über den Sommerhimmel zogen. Adara schaute zu, und ihre kleinen Hände hingen reglos an ihrer Seite.

Es gab andere Besuche in anderen Sommern, aber Hal brachte sie niemals zum Lächeln, was immer er ihr auch mitbrachte.

Adara bewahrte ihr Lächeln in einem verborgenen Lager auf und benutzte es nur im Winter. Sie konnte kaum ihren Geburtstag und damit die Rückkehr der Kälte erwarten. Denn im Winter war sie ein besonderes Kind.

Sie hatte es schon immer gewusst, schon damals, als sie noch sehr klein gewesen war und mit den anderen im Schnee gespielt hatte. Die Kälte war ihr niemals so unangenehm wie Geoff, Teri und ihren Freunden. Oft blieb Adara noch stundenlang allein draußen, wenn die anderen schon längst ins Warme geflohen oder zu der Alten Laura gelaufen waren, um die heiße Gemüsesuppe zu essen, die sie den Kindern gern kochte. Adara suchte sich am abgelegenen Ende der Felder einen geheimen Ort – in jedem Jahr einen anderen –, und dort baute sie dann ein großes weißes Schloss. Sie bearbeitete den Schnee mit ihren nackten Händen und formte ihn zu Türmen und Befestigungsanlagen, die wie jene auf dem Königsschloss in der Stadt waren, von dem Hal so oft sprach. Sie brach Eiszapfen von den unteren Ästen der Bäume ab und verwendete sie als Turmspitzen und Wachposten, die sie überall auf ihrem Schloss anbrachte. Und am Ende des Winters kam oft ein kurzes Tauwetter, dem ein plötzlicher Frost folgte, und ihr Schloss verwandelte sich über Nacht in Eis, das so hart und stark war, wie es echte Schlösser gewiss sein mussten. Den ganzen Winter über arbeitete sie an ihrem Schloss, und niemand wusste etwas darüber. Aber jedes Mal kam der Frühling und mit ihm ein Tauwetter, dem kein Frost folgte. Dann schmolzen all die Wälle und Mauern dahin, und Adara begann erneut, die Tage bis zu ihrem Geburtstag zu zählen.

Ihre Winterschlösser waren nur selten leer. Beim ersten Frost kamen jedes Jahr die Eiseidechsen aus ihren Löchern

gekrochen, und die Felder wimmelten von den winzigen blauen Wesen, die hierhin und dorthin wieselten und kaum den Schnee zu berühren schienen. Alle Kinder spielten mit den Eiseidechsen. Aber die anderen waren ungeschickt und grausam, und sie brachen die zarten kleinen Tiere entzwei, zerbrachen sie zwischen ihren Fingern, wie sie einen Eiszapfen zerbrechen würden, der von einem Dach herabhing. Selbst Geoff, der viel zu nett war, um so etwas zu tun, wurde manchmal neugierig und hielt die Eidechsen zu lange fest, weil er sie untersuchen wollte, und die Wärme seiner Hände ließ sie dann schmelzen und verbrennen und schließlich sterben.

Adaras Hände waren kühl und sanft, und sie konnte die Eidechsen so lange halten, wie sie wollte, ohne ihnen zu schaden. Geoff schmollte dann immer und stellte viele erboste Fragen. Manchmal legte sich Adara in den kalten feuchten Schnee und ließ die Eidechsen über ihren ganzen Körper krabbeln. Sie liebte die leichten Berührungen ihrer Füße, wenn sie über ihr Gesicht flitzten. Manchmal trug sie Eiseidechsen in ihren Haaren verborgen, während sie ihre Arbeiten erledigte, aber sie achtete sorgsam darauf, sie niemals mit ins Haus zu bringen, wo die Hitze des Feuers sie töten würde. Nachdem die Familie gegessen hatte, sammelte Adara immer einige der Abfälle auf und brachte sie zu ihrem geheimen Versteck, und dort verstreute sie die Reste. Und so waren die Schlösser, die sie errichtete, in jedem Winter voller Könige und Edelleute - kleine Pelztiere, die sich aus den Wäldern schlichen, Wintervögel mit blassem, weißem Gefieder und Hunderte von wimmelnden, herumflitzenden Eiseidechsen, die kalt, schnell und dick waren. Adara mochte die Eiseidechsen lieber als all die Haustiere, die die Familie über die Jahre besessen hatte.

Aber es war der Eisdrache, den sie wirklich liebte.

Sie wusste nicht, wann sie ihn das erste Mal gesehen hatte. Es schien ihr, als sei er schon immer ein Teil ihres Lebens gewesen, eine Vision, die man im tiefsten Winter erhaschte, wie sie auf majestätischen blauen Flügeln über den eisigen Himmel glitt. Eisdrachen waren selbst in jenen Tagen selten, und wann immer einer erspäht wurde, deuteten die Kinder auf ihn und staunten, während die alten Leute vor sich hinhurmelteten und die Köpfe schüttelten. Wenn Eisdrachen im Land gesichtet wurden, war es ein Zeichen für einen langen und bitteren Winter. Die Leute sagten, dass man in der Nacht, als Adara geboren wurde, einen Eisdrachen gesehen hatte, der über das Angesicht des Monds geflogen sei. Und in den Wintern seit diesem Jahr hatte man ihn stets gesehen, und jene Winter waren tatsächlich sehr schlimm gewesen, und der Frühling war in jedem Jahr später gekommen. Daher entzündeten die Leute große Feuer und beteten und hofften, dass der Eisdrache wegbleiben würde, und Adara war von Furcht erfüllt.

Aber die Gebete und Feuer zeigten niemals Wirkung. In jedem Jahr kehrte der Eisdrache zurück, und Adara wusste, dass er ihretwegen kam.

Der Eisdrache war groß, um die Hälfte größer als die schuppigen grünen Kriechdrachen, die Hal und seine Kameraden flogen. Adara hatte Legenden über wilde Drachen gehört, die größer waren als Berge, aber solche hatte sie nie gesehen. Hals Drache war gewisslich groß genug – fünfmal so groß wie ein Pferd –, aber im Vergleich zu dem Eisdrachen war er klein und zudem noch hässlich.

Der Eisdrache war aus kristallenem Weiß, jenem Weiß, das so hart und kalt ist, dass es fast blau wirkt. Er war mit Raureif

bedeckt, sodass seine Haut brach, wenn er sich bewegte, und sie knirschte dabei, wie es die Schneekruste unter dem Stiefel eines Mannes tat. Reifflocken fielen von ihm ab.

Seine Augen waren klar und tief und eisig.

Seine Flügel waren riesig und wie die einer Fledermaus geformt. Ihre Farbe war ein zartes, durchsichtiges Blau. Adara konnte durch sie hindurch die Wolken sehen und oftmals auch den Mond und die Sterne, wenn das Tier seine Kreise über den frostigen Himmel zog.

Seine Zähne waren Eiszapfen, zackige Speere von unterschiedlicher Länge, die in drei Reihen hintereinander standen und gegen sein tiefblaues Maul sehr weiß wirkten.

Wenn der Eisdrache mit den Flügeln schlug, bliesen die kalten Winde, und der Schnee wirbelte umher, und die Welt schien zu schrumpfen und zu frösteln. Manchmal, wenn in der Kälte des Winters eine Tür von einer plötzlichen Windbö aufgerissen wurde, eilte der Hausherr zu ihr, um sie zu verriegeln, und sagte: »Ein Eisdrache fliegt vorbei.«

Und wenn der Eisdrache sein großes Maul öffnete und ausatmete, dann strömte kein Feuer heraus, nicht der brennende, schweflige Gestank von geringeren Drachen.

Der Eisdrache atmete *Kälte*.

Wenn er atmete, bildete sich Eis. Wärme floh. Feuer versiegte und erloschen, vom Frost besiegt. Bäume gefroren bis in ihre geheimen Seelen hinein, und ihre Zweige wurden spröde und brachen unter ihrem eigenen Gewicht. Tiere wurden blau und wimmerten und starben. Ihre Augen traten ihnen aus dem Kopf, und ihre Haut wurde von Frost bedeckt.

Der Eisdrache atmete Tod in die Welt, Tod und Stille und *Kälte*. Aber Adara fürchtete sich nicht. Sie war ein Winterkind, und der Eisdrache war ihr Geheimnis.

Sie hatte ihn Tausende Male am Himmel gesehen. Als sie vier war, sah sie ihn zum ersten Mal auf der Erde.

Sie war draußen und baute an ihrem Schneeschloss, und er kam und landete nahe bei ihr auf der Leere der schneebedeckten Felder. Die ganzen Eiseidechsen liefen davon. Adara blieb einfach stehen. Der Eisdrache blickte sie für zehn lange Herzschräge an, bevor er sich wieder in die Lufte erhob. Der Wind pfiff um sie herum und durch sie hindurch, als er mit den Flügeln schlug, um in die Luft zu steigen, aber Adara fühlte sich seltsam froh.

Später in diesem Winter kehrte er zurück, und Adara berührte ihn. Seine Haut war sehr kalt. Trotzdem zog sie ihren Handschuh aus, sonst wäre es nicht richtig gewesen. Sie hatte ein wenig Angst, dass er bei ihrer Berührung verbrennen und schmelzen würde, aber das tat er nicht. Irgendwie wusste Adara, dass er noch viel empfindlicher für Hitze war als die Eiseidechsen. Aber sie war etwas Besonderes. Sie war das Winterkind, sie war kühl. Sie streichelte ihn und gab schließlich seinem Flügel einen Kuss, der ihre Lippen schmerzte. Das war im Winter ihres vierten Geburtstags, das Jahr, in dem sie den Eisdrachen berührte.

Der Winter ihres fünften Geburtstags war das Jahr, in dem sie das erste Mal auf ihm ritt.

Er fand sie, als sie an einer anderen Stelle in den Feldern an einem anderen Schloss arbeitete. Wie immer war sie allein. Sie sah ihn kommen, lief zu ihm, als er landete, und presste sich an ihn. Das war nach dem Sommer, in dem sie das Gespräch ihres Vaters mit Hal gehört hatte.

Sie standen für viele Minuten so beieinander, bis sich Adara schließlich an Hal erinnerte, ihre kleine Hand ausstreckte und an dem Drachenflügel zupfte. Und der Drache schlug ein-

mal mit seinen großen Flügeln und breitete sie dann flach auf dem Schnee aus, und Adara kletterte hinauf, um ihre Arme um seinen kalten, weißen Hals zu schlingen.

Und dann flogen sie das erste Mal zusammen.

Sie hatte kein Geschirr oder eine Peitsche, wie sie die Drachenreiter des Königs benutzten. Manchmal drohte das Schlagen der Flügel sie abzuschütteln, und die Kälte des Drachenfleisches kroch durch ihre Kleidung und biss und betäubte ihr eigenes Fleisch. Aber Adara hatte keine Angst.

Sie flogen über den Hof ihres Vaters, und sie sah den erschrockenen und ängstlichen Geoff unter sich, der sehr klein aussah. Sie wusste, dass er sie nicht sehen konnte. Darüber musste sie lachen, und es war ein eisiges, klingelndes Lachen, so hell und frisch wie die Winterluft.

Sie flogen über den Gasthof am Kreuzweg hinweg, wo viele Menschen herauskamen, um sie vorbeifliegen zu sehen.

Sie flogen über den Wald dahin, der ganz weiß und grün und still war.

Sie flogen hoch in den Himmel hinauf, so hoch, dass Adara nicht einmal mehr die Erde unter sich sehen konnte. Einmal glaubte sie, in der Ferne kurz einen zweiten Eisdrachen zu sehen, aber er war bei Weitem nicht so groß wie *ihrer*.

Sie flogen fast den ganzen Tag lang, und schließlich kehrte der Drache in einem weiten Bogen um und senkte sich in einer großen Spirale zum Boden hinab, glitt auf seinen steifen, glänzenden Flügeln dahin. Er ließ sie kurz nach der Abenddämmerung auf dem Feld absteigen, von dem sie abgehoben waren.

Ihr Vater fand sie dort, und er weinte, als er sie sah, und umarmte sie heftig. Adara verstand das nicht – und auch nicht, warum er sie schlug, als er sie nach Hause gebracht

hatte. Aber als sie und Geoff ins Bett gebracht worden waren, hörte sie, wie ihr Bruder aus seinem Bett schlüpfte und zu ihr herübertapste. »Du hast alles verpasst«, sagte er. »Es war ein Eisdrache hier und hat alle erschreckt. Vater hatte Angst, dass er dich gefressen hätte.«

Adara lächelte in der Dunkelheit vor sich hin, aber sie sagte nichts.

In diesem Winter flog sie noch viermal mit dem Eisdrachen, und auch in jedem folgenden Winter. In jedem Jahr flog sie weiter und öfter als beim vorherigen Mal, und der Eisdrache wurde immer häufiger über ihrem Hof am Himmel gesichtet.

Jeder Winter war länger und kälter als der vorherige.

In jedem Jahr kam das Tauwetter später.

Und manchmal gab es Stellen auf dem Boden – dort, wo der Eisdrache sich zur Rast niedergelassen hatte –, die niemals richtig aufzutauen schienen.

Während ihres sechsten Jahrs gab es viel Gerede im Dorf, und es wurde ein Bote zum König geschickt. Es kam niemals eine Antwort.

»Eisdrachen sind eine üble Sache«, sagte Hal, als er den Hof in diesem Sommer besuchte. »Wisst ihr, sie sind nicht wie richtige Drachen. Man kann sie nicht zureiten oder ausbilden. Es gibt Geschichten über Leute, die es versucht haben und die man später erfroren mit Peitsche und Geschirr in den Händen gefunden hat. Ich habe von anderen Leuten gehört, die Hände oder Finger verloren haben, nur weil sie einen von ihnen berührt haben. Sie sind ihnen abgefroren. Ja, eine üble Sache.«

»Warum tut dann der König nichts?«, wollte ihr Vater wissen. »Wir haben ihm eine Botschaft gesandt. Wenn wir das

Biest nicht töten oder verjagen können, haben wir in ein oder zwei Jahren überhaupt keine Pflanzzeit mehr.«

Hal lächelte grimmig. »Der König hat andere Sorgen. Der Krieg verläuft nicht gut, musst du wissen. Sie rücken in jedem Sommer weiter vor, und sie haben doppelt so viele Drachentreiter wie wir. Ich sage dir, John, es ist die Hölle dort. Eines Tages werde ich nicht mehr zurückkommen. Der König kann wahrlich keinen Mann entbehren, um einen Eisdrachen zu jagen.« Er lachte. »Außerdem glaube ich, dass noch nie jemand eines von diesen Dingern getötet hat. Vielleicht sollten wir einfach dem Feind diese ganze Provinz überlassen. Dann wäre es *sein* Eisdrache.«

Aber das wäre er nicht, dachte Adara, die zuhörte. Egal welcher König das Land regierte, es würde immer *ihr* Eisdrache sein.

Hal reiste ab, und der Sommer kam und ging. Adara zählte die Tage bis zu ihrem Geburtstag. Hal kam noch einmal vorbei, bevor die Nächte kühl wurden, als er seinen hässlichen Drachen für den Winter in den Süden brachte. Sein Geschwader wirkte jedoch deutlich geschrumpft, als es in diesem Herbst über dem Wald auftauchte, und sein Besuch war kürzer als üblich und endete mit einem lauten Streit zwischen ihm und ihrem Vater.

»Sie werden sich während des Winters nicht rühren«, sagte Hal. »Das Gelände ist dann zu tückisch, und sie werden keinen Vorstoß riskieren, bei dem sie nicht von oben durch Drachentreiter gedeckt werden können. Aber wenn der Frühling kommt, werden wir nicht mehr in der Lage sein, sie aufzuhalten. Möglicherweise wird es der König gar nicht erst versuchen. Verkaufe den Hof jetzt, solange du noch einen guten Preis dafür bekommen kannst. Du kannst dir im Süden ein neues Stück Land kaufen.«

»Dies ist mein Land«, sagte ihr Vater. »Ich bin hier geboren worden. Genau wie du, obwohl du das anscheinend vergessen hast. Unsere Eltern wurden hier begraben. Und auch Beth. Ich möchte neben ihr liegen, wenn ich einmal sterbe.«

»Du wirst um einiges schneller sterben, als dir lieb ist, wenn du nicht auf mich hörst«, sagte Hal wütend. »Sei nicht dumm, John. Ich weiß, was das Land dir bedeutet, aber es ist nicht so viel wert wie dein Leben.« Er redete weiter und immer weiter, aber ihr Vater war unbeirrbar. Der Abend endete damit, dass sie sich anfluchten, und Hal verließ sie mitten in der Nacht und knallte die Tür hinter sich zu, als er ging.

Adara, die zugehört hatte, traf eine Entscheidung. Was immer auch ihr Vater tat oder nicht tat, sie würde bleiben. Wenn sie fortging, würde der Eisdrache nicht wissen, wo er sie finden konnte. Und wenn sie zu weit in den Süden zogen, würde er überhaupt nicht mehr zu ihr kommen können.

Hierher jedoch konnte er kommen, und er kam kurz nach ihrem siebten Geburtstag zu ihr. Jener Winter war der kälteste von allen. Sie flog so oft und so weit mit ihm, dass sie kaum noch Zeit hatte, an ihrem Eisschloss zu bauen.

Hal kam im Frühling wieder. Es waren nur ein Dutzend Drachen in seinem Geschwader, und in diesem Jahr brachte er keine Geschenke mit. Er und ihr Vater stritten sich wieder. Hal tobte, bat und drohte, aber ihr Vater blieb felsenfest. Schließlich verließ Hal sie, er musste zu den Schlachtfeldern.

Das war das Jahr, in dem die Linien des Königs durchbrochen wurden, im Norden, bei irgendeiner Stadt mit einem langen Namen, den Adara nicht aussprechen konnte.

Teri hörte als Erste davon. Sie kam eines Abends ganz aufgeregt aus dem Gasthof zurück. »Ein Bote hat auf seinem Weg

